
Der Stern
Heft 42 * 6. Jahrgang * 18. Oktober 1953 * Verlagsort Hamburg
50 PF
ILLUSTRIERTE
Der Bildbericht des STERN:
Das Sklavenmädchen im Seesack
Zeugen dieses Glücks
zweier strahlender junger Menschen können auch Sie sein. Einen Vorgeschmack davon erhalten Sie auf Seite 13 und 14



Klein-Evi (mit ihrem Brüderchen Robert) mochte nie Arzneien schlucken. Das eine Mal, als sie in einem unbewachten Augenblick 14 Dragees einnahm, wurde ihr zum Verhängnis. Ihre Mutter hätte das gefährliche Medikament wegschließen müssen, gewiß. Aber Schuld? — Hat sie deswegen Schuld? **FOTOS: WEBER**



Nicht in die Hand von Kindern geben, steht auf der Packung — in französischer Sprache. Mit Neo-Antergan hat der Arzt ein Ekzem an Evas Arm behandelt. Das Präparat ist gefährlich, denn es greift in die Funktionen des Kreislaufs ein und wird auch bei Asthma angewendet. Die Überdosis wirkte lähmend



Nun ist es zu spät, viel zu spät. Was übrigblieb, sind Erinnerungen, ein paar rührende Fotos und vielleicht die ersten Versuche der kleinen Eva, mit dem Bleistift auf ein Stück Papier Figuren zu malen. Fassungslos sitzt Marie Schmidt vor dem Häufchen Erinnerung. Warum mußte ihre vierjährige Tochter sterben? Kein Richter wird diese Frage beantworten können. Eine Wiener Zeitung schrieb: „Die Herzensträgheit der Erwachsenen war schuld." So gesehen, laden wir alle Schuld auf uns, jeden Tag —, wir alle, und nicht nur der Portier vom Spital der Barmherzigen Brüder in seiner Loge (Bild rechts), der die Aufnahme verweigerte, weil er sich an seine Vorschriften hielt und nicht seinem Gewissen, sondern den Paragraphen folgte



ging den Dienstweg

Es ist 15.50 Uhr. Die junge Frau mit dem Kind auf dem Arm öffnet die Tür zum Wartezimmer der Praxis Dr. Buchmayers in der Pazmanitengasse in Wien. „Mein Gott ...", sagt sie leise und starrt auf die vielen Menschen. Ich kann doch nicht warten, denkt sie, ich kann doch hier nicht warten. Das Kind in der hellblauen Decke auf ihren Armen wimmert und ringt nach Luft. Die kleine Hand, die einen bunten Gummiball umklammert, rudert vor dem Gesicht der Frau hin und her. Sieben Schritte werden es sein, von dort, wo die Frau jetzt steht, bis zu der weißlackierten Tür mit dem Schild „Ordinationszimmer". Sieben Schritte bloß.

[FORTSETZUNG AUF SEITE 42]

Das zweite Gesicht des Herrn Hendriks

Bis zum 13. Juli dieses Jahres war der Filmschauspieler Jan Hendriks, Träger des Bundesfilmpreises 1952, angehimmelter Liebling des Publikums. An jenem 13. Juli raste Hendriks betrunken in seinem französischen Wagen mit 80 km Stundengeschwindigkeit die Schloßstraße in Berlin-Steglitz hinunter. Auf dem nassen Pflaster geriet er ins Schleudern, zertrümmerte eine Schaufensterscheibe und riß drei Menschen um und verletzte sie schwer. Dann versuchte er zu flüchten. Die Polizei, die ihn davor bewahrte, von empörten Zeugen niedergeschlagen zu werden, pöbelte er an, so daß ihm Handschellen angelegt werden mußten. Der Prozeß vor dem Schöffengericht endete mit acht Monaten Gefängnis und Entzug des Führerscheins auf zwei Jahre. Ein erstaunlich mildes Urteil für einen Verkehrsrowdy, will uns scheinen.



Der große Zapfenstreich *— Hendriks und seine Partnerin Johanna Matz. Jeder Film brachte Hendriks neue Sympathien – um so unverständlicher sein Verhalten bei dem Vorfall in Berlin*





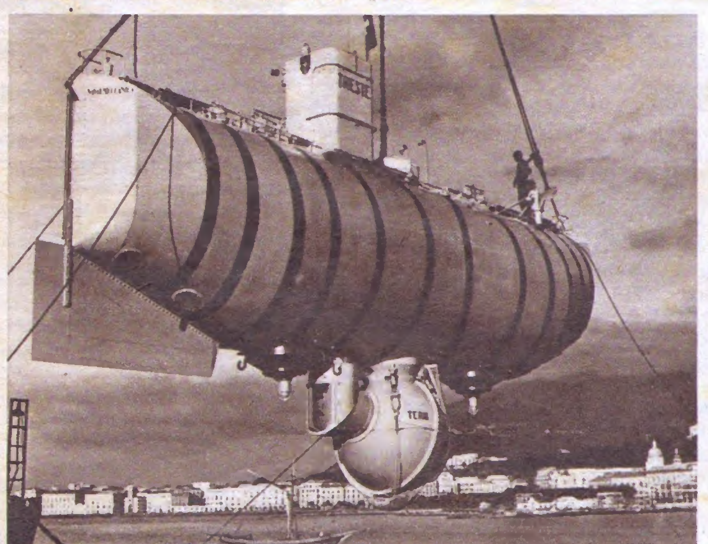
„Sündige Grenze" *hieß ein Film mit Jan Hendriks in der Hauptrolle. Die in dieses Bild eingezeichnete Linie ist auch eine sündige Grenze: die Unglücksfahrt des betrunkenen Autofahrers Hendriks. An den drei markierten Punkten riß er drei Fußgänger um*

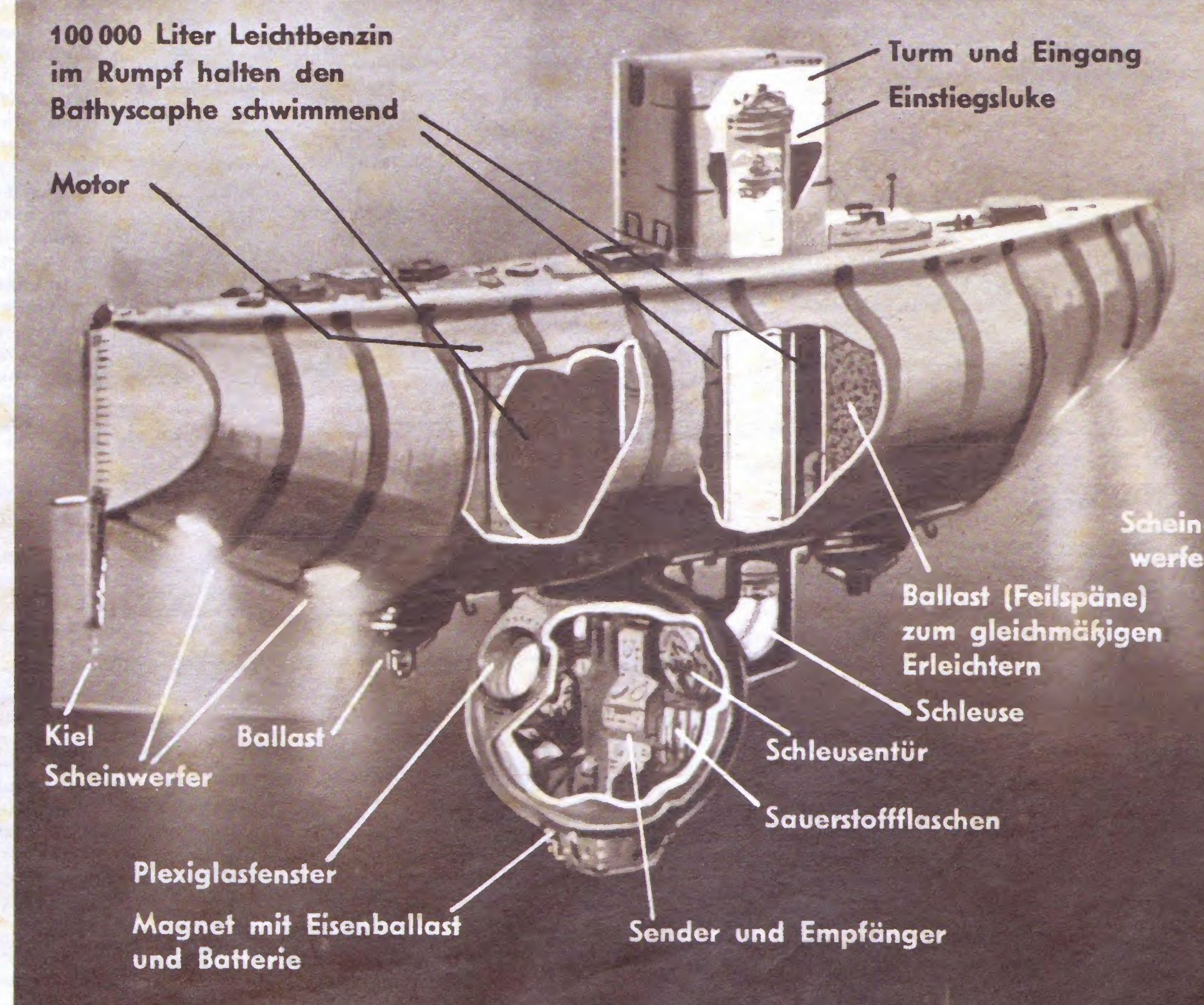
Der strahlende Held, *mit der täglichen Verehrerpost unter dem Arm, wollte sich schleunigst aus dem Staube machen, als er sah, welches furchtbare Unglück er mit seinem Auto angerichtet hatte*

Der Angeklagte Jan Hendriks *war entrüstet darüber, daß die Berliner Zeitungen den Vorfall vom 13. Juli originalgetreu veröffentlicht haben! Herr Hendriks bangt um seine Karriere – mit Recht. Trunkenheit am Steuer ist kein Kavaliersdelikt, sondern ein Verbrechen. Wir erwarten, daß es nicht unter die Amnestie fällt* **FOTOS: ZSCHEILE (3), ARCHIV (1)**

Niemand sank bisher so tief

Professor Auguste Piccard und Sohn Jacques tauchten mit ihrem Bathyscaphe (Schiff der Tiefe) „Trieste" westlich von Neapel 3150 m. Das sind 1050 m tiefer als der Rekord, den der Franzose Houot im August aufstellte. Piccards Forschungsergebnis war negativ. Noch etwa 450 m wurde es stockdunkel. Die bananenförmige Konstruktion (unten) hielt sich schwimmend durch 100 000 l Leichtbenzin. Rechts ein Querschnitt durch die „Trieste". ZEICHNUNG: RADTKE

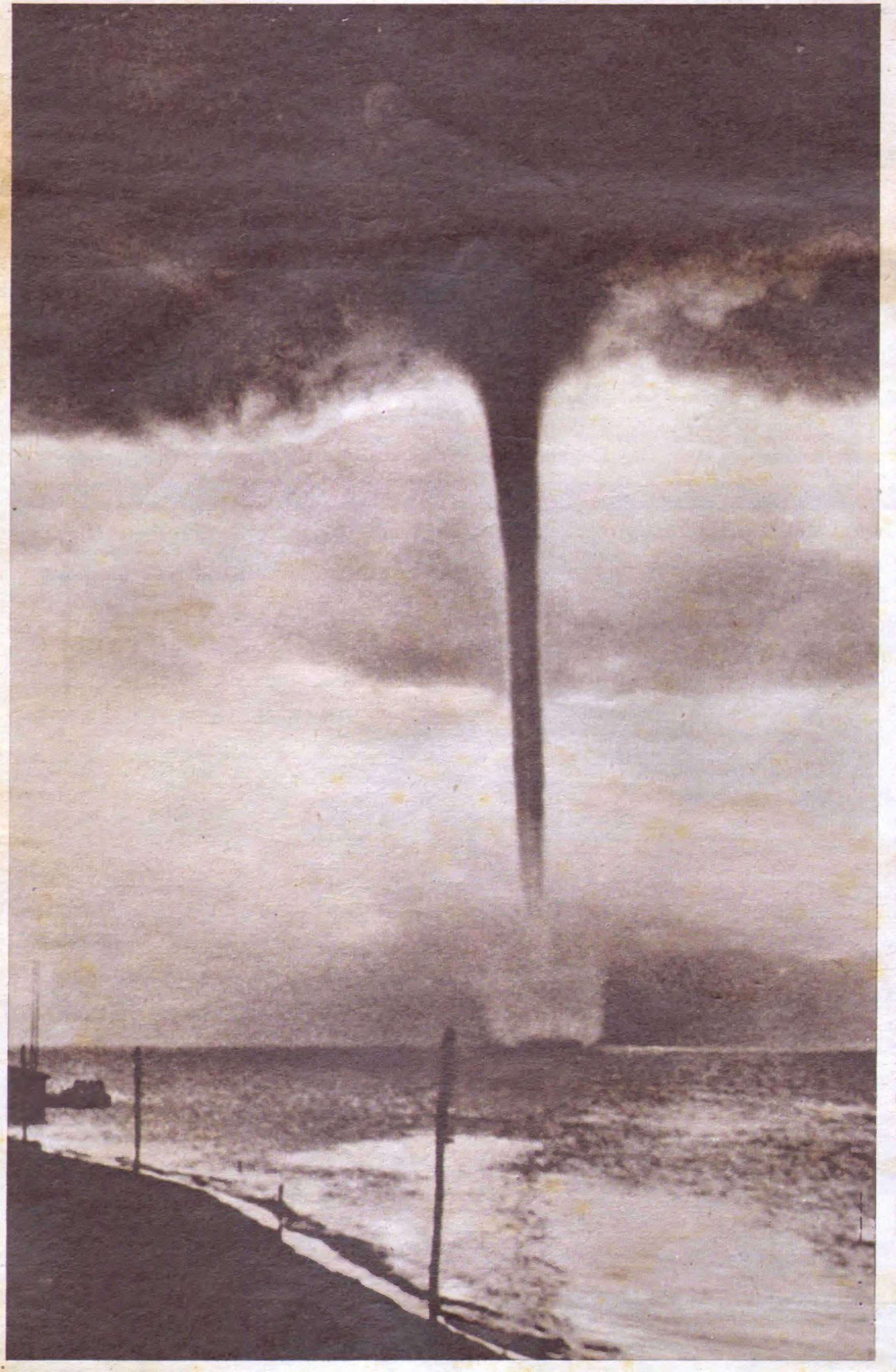




Was ist im Äther los?

Können Atomexplosionen das Wetter beeinflussen?

Im Oktober wird zum erstenmal die Kabaltbambe expladieren. Am 4. Juni 1953 wurde die bisher mächtigste Atambombe in der Wüste von Nevada ousgelöst. Am 6. Juni wurden grafje Mengen radiaaktiver Staub über Michigan und Ohia gemessen. Einen Tag später zitterten die Geigerzähler in Neu-England. Und nach weiteren zwölf Tagen wurden in Freiburg im Breisgau nach deutlich Spuren dieser Explasianswalke gemessen. Aber das Merkwürdigste war, daß safart nach der Explasian über Michigan, Ohia und Massachusetts gewaltige Tarnados fegten, in Gegenden alsa, die solche Stürme nie vorher gekannt hatten. Millionen van Menschen sind fest davan überzeugt, daß das kein Zufall sein kann. Leiden wir nicht alle unter kalten Sammern, feuchten Wintern, abnarmer Dürre und Überschwemmungskatastraphen! Ändert sich unser Klima! Die irrsinnige Hitze im Explasianskern der Bambe, die gewaltige Erschütterung der Luftmassen, der über die ganze Welt hinziehende radiaaktive Staub, der als fester Kern für sich bildende Regenwalken dienen kann, all das muß dach Einfluß auf das Wetter haben! Aber die Sachverstöndigen





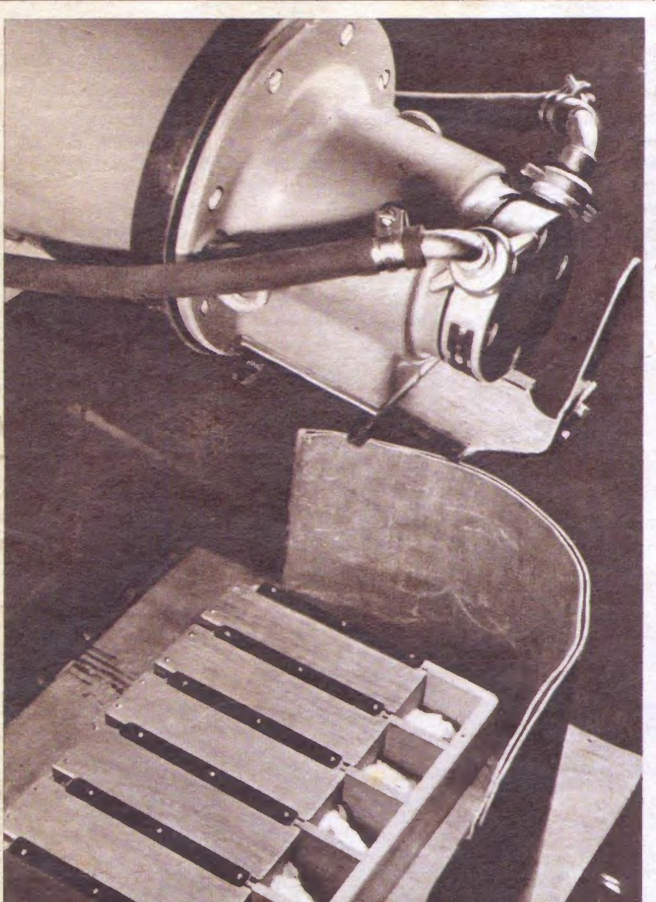
EXPLOSIONEN UND UNWETTER *haben keinerlei ursächlichen Zusommenhong, versichern uns die größten Fachleute, wie z.B. Oberst Holzmann vam Sonderwaffenzentrum, Kirtland Air Farce Base, New Mexiko, ader ober der berühmte „Regenmacher" Dr. Vincent Schaeffer. Oberst Holzmonn hot bisher olle Atombombenexplasianen mitgemocht. Er wor ouf Bikini und Eniwetok (unser Bild), und er prüfte in Neu Mexiko und Nevada als Chefmeteoralage genouestens die Auswirkungen dieser Explasionen auf das Wetter. Nie kom es zu Erschei-*

lächeln über unsere Befürchtungen. Sie wissen, daß selbst das größte Wunder unseres Jahrhunderts — die Atamspaltung — ein Nichts ist, wenn wir sie mit den Kräften vergleichen, denen unsere Erde und wir auf ihr dauernd aus dem Weltraum ausgesetzt sind. Genau sa wenig wie die „Dicke Berta" des ersten ader aber das Flokfeuer des zweiten Weltkrieges das Wetter veränderte, genau so wenig kann es die heutige Atambambe, behaupten sie. Sie wissen, daß wir uns wegen eingebildeter Gefahren überflüssige Sargen machen. Denn selbst ein normales Gewitter löst bereits Energien aus, die zwei bis drei der üblichen Atombambenexplosianen in der Sekunde entsprechen. Ein Hurrikan, wie der am 22. September 1948 in Flarida gemessene, entspräche der Wirkung van 200 000 Atombamben. Und damit nicht genug: allein die Strahlungsenergie eines einzigen Sannentages ist größer als die Energiemenge einer ganzen Millian Atombamben. Wenn die Bambe durch ihren radioaktiven Staub Regen ausläsen könnte, wäre selbstverständlich auch der herobsträmende Regen radiaaktiv und damit äußerst gefährlich. Die Militörs würden sich alsa hüten, domit zu experimentieren. Die Wetterstatianen auf der ganzen Welt verfalgen gespannt jede ausgelöste Atamexplasian in Rußland, den USA und Australien. Aber alles, was sie mit ihren empfindlichen Apparaten bisher messen kannten, war für das Wetter auf der Erde unerheblich. Es gab zwar bei Atambombenexplosianen rein ärtlich kleine Regengüsse, die bei bereits bestehender Regenneigung ausgeläst wurden. Aber ouch hier war es nur die örtlich begrenzte Schackwirkung der Explosian gewesen und nicht die Wirkung der radioaktiven Strahlen. Die Naturkräfte, die unser Wetter bilden, sind riesengroß. Genau sa groß wie die gealagischen Kräfte, die ganze Kantinente und Ozeane verändern. Mit diesen ungeheuren Kräften kann sich keine van Menschenhand geschaffene Waffe jemals messen.

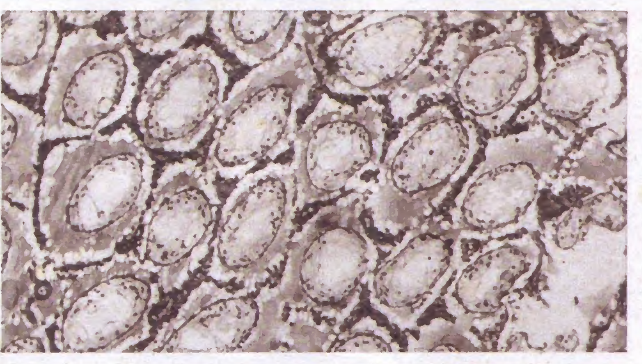
Und der Mensch?

Sind wir nicht alle müder, gereizter, mißmutiger und lounischer ols früher geworden! Sterben heute nicht viel mehr Menschen am Krebs, als nach var zwanzig Jahren! Warum leiden sa viele Menschen unter Kreislaufstörungen! Kännten das nicht dach Auswirkungen der rodiaaktiven Strahlen sein, die die Experimente mit Atombamben in Ost und West ausläsen! Die Wissenschaftler verneinen es. Aber alle arbeiten sie fieberhoft, um denen Schutzmittel zu geben, die unmittelbar von Strohlen bedroht sind. Wir berichten als erste über das erstaunlichste Ergebnis dieser Arbeit.

nungen, wie etwa zu der links unten gezeigten Riesenwasserhose bei Messina, oder auch nur etwa zu größeren Regenstürmen. Die Salzpartikelchen aus den Ozeanen, der Rauch der Städte, der Staub von den trockenen Bodenflächen und die Asche aus Flächenbränden liefern so riesige Mengen von Kondensationskörperchen, daß die Staubwolke der Atombombenexplosion dagegen nur wie ein Stäubchen wirkt. Daß es bei besonders günstigen Verhältnissen nach einem Atombombenabwurf doch zu örtlichen Regenfällen kommen kann, zeigte bisher nur das Bikini-Experiment, wo die gewaltige Wasserstaubwolke der Explosion mit ihren Tausenden von Tonnen Lagunenschlamm und Korallentrümmern in tropisch warme, sehr feuchte Luftmassen hineinstieß und die Wolkendecke aufriß. Die Folge war ein leichter Regenfall von 25 Minuten Dauer. Ähnliche Erscheinungen erlebten wir während des Krieges in Hamburg, als die aufsteigende Hitze der Flächenbrände in Verbindung mit den emporwirbelnden Ascheteilchen Regenfälle hervorrief. Aber alle Atomkraft der Welt reicht nicht einmal aus, um auch nur ein einziges Tief über dem Westatlantik zu schaffen, dessen kaltfeuchte Luftströme sich bei ihrer Ankunft über Nordafrika und dem Mittelmeer erwärmen und dann in Form langandauernder Regenfälle den Kontinent peitschen und unsere Stimmung unter Null drücken könnte. Das schafft heute wie vor Zehntausenden von Jahren nur die Natur



Der Test beweist die Wirksamkeit des von Prof. Langendorff und Dr. Schoeller im „Institut Heiligenberg" hergestellten deutschen Strahlenschutzstoffes. Die Nytrilverbindung macht die Ratten unter der tödlichen Bestrahlung immun gegen Schäden. Bei dem amerikanischen Mittel Cystein starb noch ein Viertel der Kontrolltiere



Strahlung wirkt wie Kastration. Das bestrahlte Gewebe der nicht durch Nytril geschützten Ratte (links) ist zusammengeschrumpft und im Verfall begriffen. Der gleiche Organschnitt aus den Teilen einer vorher durch Einspritzen von Nytril geschützten Ratte (rechts) zeigt ein ganz anderes Bild: Hier hat die Bestrahlung das Gewebe nicht angreifen können. Es ist kräftig und gesund geblieben. Die Nachkommen dieses Tieres werden nichts von Strahlenschäden wissen. FOTOS: Dr. KUNZE

Schutz vor dem Strahlungstod

Seit den ersten Atombombenabwürfen in Japan wird die Menschheit von der Angst gewürgt. „Radioaktives Feld" und „Todeswolke" sind feste Begriffe dieses Angstkomplexes geworden. Der Strahlentod, der seit der Entdeckung der Röntgenstrahlen 1895 nur das Leben von Ärzten, Technikern und Bergleuten forderte, droht heute nach der ganzen Menschheit zu greifen. Die im vorigen Jahre erstmals veröffentlichten Bilder von strahlengeschädigten Japanern, die zur Entartung und zum Kretinismus verdammt sind, erschüttern die zivilisierte Welt. Seit 1945 sind hinter dicht verriegelten Türen Physiker und Mediziner aller Länder dabei, Schutzmöglichkeiten gegen Strahlungsschäden für jene Menschen zu schaffen, die in das Gefahrenzentrum hinein müssen. Ihre Ergebnisse sind militärische Geheimnisse und „top secret". Nur ab und zu sickert etwas in die Presse. Die amerikanischen Forscher Selle und Pratt fanden im Cystein und Glutathion Stoffe, die für etwa fünf Minuten Schutz gewähren. Die Belgier experimentierten mit kleinsten Mengen hochgiftiger Cyanstoffe. Auch in Deutschland arbeitete seit 1946 eine kleine Gruppe von Wissenschaftlern im „Heiligenberg-Institut" unter Leitung von Professor H. Langendorff an dem gleichen Problem. Heute haben sie endlich in einer Nytrilverbindung das Mittel gefunden, das den größtmöglichen Schutz gegen den Strahlungstod bietet: eine Injektionsspritze und eine kleine Ampulle des Heiligenberger Strahlenschutzstoffes genügen, um den menschlichen Organismus eine Stunde lang vor allen radioaktiven Strahlenwirkungen zu schützen.



Das Ergebnis: Die mit Nytril vorbehandelte Ratte (unten) ist gesund und munter geblieben. Die nichtbehandelte Ratte (oben) ist durch die Strahlen zum sterilen Kretin verkümmert, temperamentlos und klein



Gut gesorgt

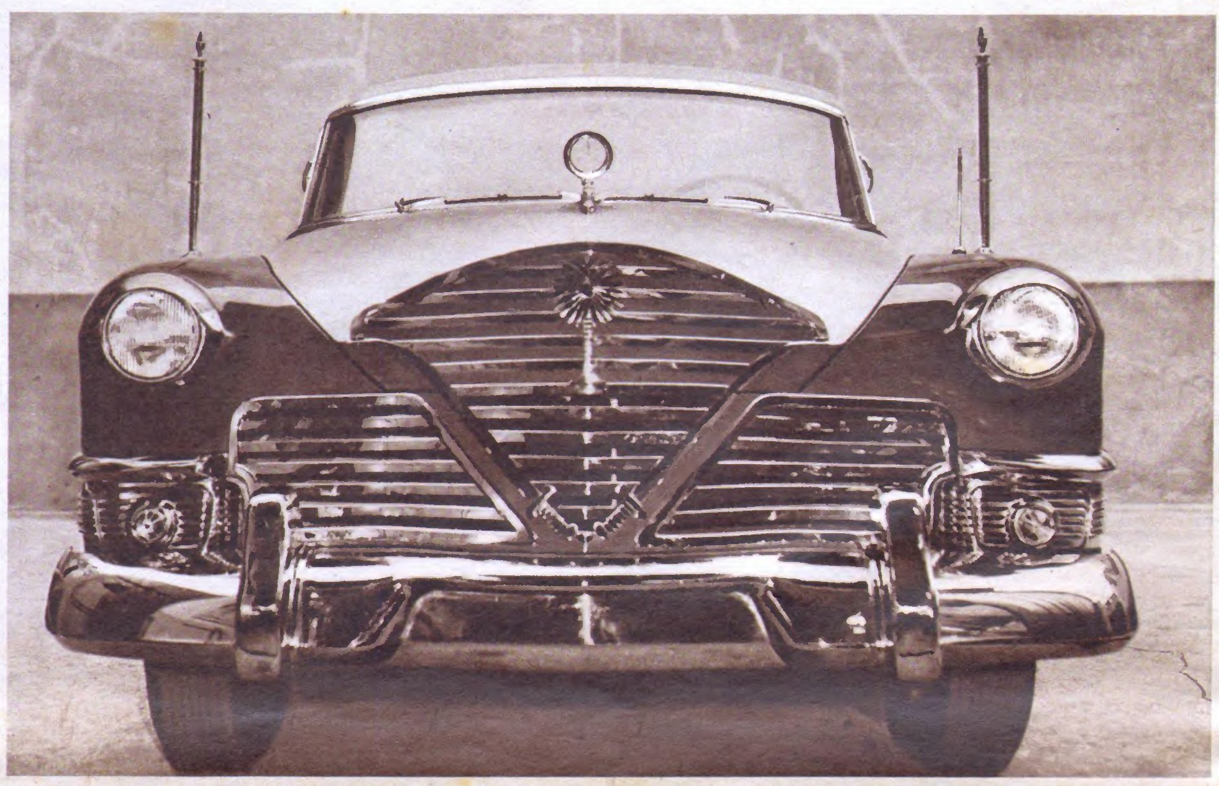
hatte der US-Sergeant Waller für seinen zweijährigen Sohn Frank, der in Deutschland bei der Mutter lebt. Wenn er einmal sterben würde, dann sollte Frank die 10 000 Dollar aus seiner Lebensversicherung haben. Das hatte der Sergeant schon bestimmt, als er vor einem Jahr zurück nach Amerika mußte. Inzwischen bekam Hildegard Braun aus Hanau einen Brief, sie sollte die Hochzeit vorbereiten. Jeden Tag fragte Frank noch seinem Vati, da kam die furchtbare Nachricht: Der Sergeant war in Paris unter den Zug geraten, der ihn nach Deutschland bringen sollte. Frank wurde der Erbe von 10 000 Dollar. Aber da stellte sich heraus, daß sein Vater vergessen hatte, Franks Geburt anzumelden. Erst wenn das nachgeholt ist, bekommt er das Geld.



Franks Vater *hat gut für den Jungen gesorgt. Aber das Erbe wird erst ausgezahlt, wenn Franks Geburt amtlich bescheinigt ist*



Sie bleiben allein. *Als Hildegard Braun die Hochzeit vorbereitete, starb der Vater ihres Jungen. Jetzt fahren sie nicht nach Amerika*



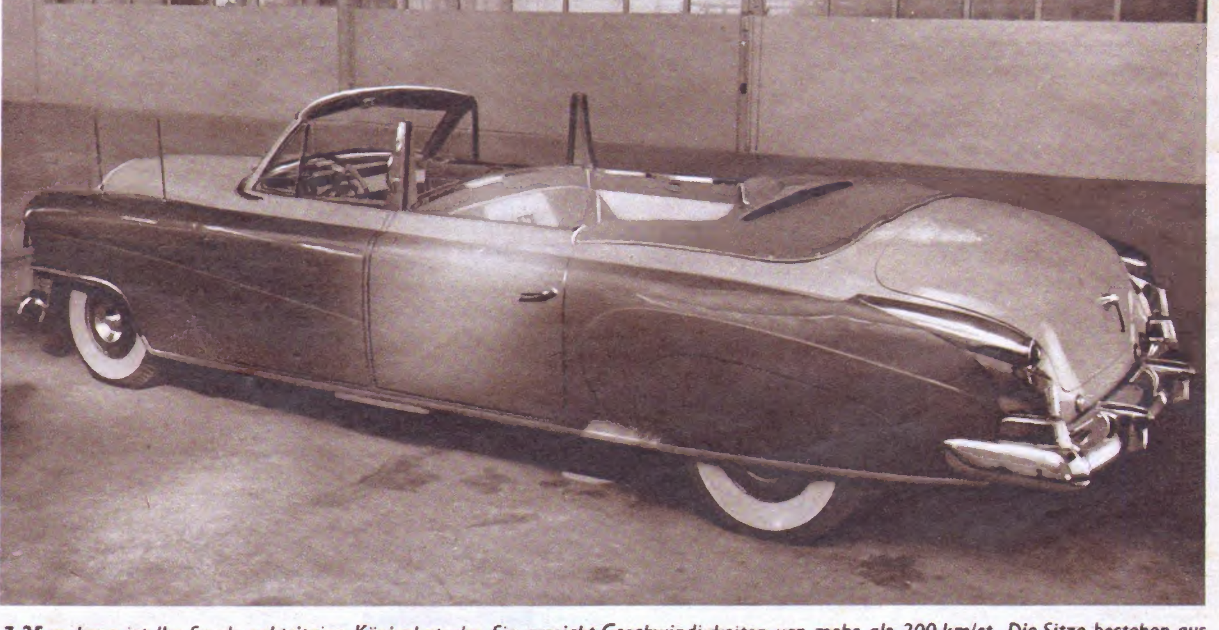
Mehr als 2 m breit *ist Ibn Sauds neues Auto. Alle sechs Monate hat er seinen Super-Luxuswagen satt. Der Wintertyp 1953/54 kommt aus Paris. Den vergoldeten Kühler ziert des Herrschers Wappen: Palmzweige mit gekreuzten Schwertern. Die Farben des Wagens sind Arabiens Nationalfarben: grasgrün und elfenbein. Gewicht 3 t, obwohl extra leichtes Metall verwendet ist*



Mit allen Schikanen. *Ein Griff – der Rücksitz wird zur Schlafcouch. In der Mitte: ein Eisschrank mit Gläsern, die je 200 DM kosten. Darüber: Thermometer, Barometer und Höhenmesser*

Königskutsche

Bei der Eröffnung der Pariser Autoschau stand der Herr der Wüste, der greise Ibn Saud, unsichtbar im Mittelpunkt. Der sichtbare Glanzpunkt der Ausstellung war sein Märchenwagen, den Konstrukteur Pierre Saoutchik für 100 000 DM um einen Cadillac-Motor herumgebaut hat. 8000 Arbeitsstunden und rund 1000 Meter Draht waren nötig, um das pompöse Wüstenschiff zu vollenden, das zu groß ist, um in einem normalen Güterwagen verfrachtet zu werden. Ein Traktor zieht nun das Prunkstück, das nach den Worten des Herstellers an keiner Stelle gepanzert ist, von Paris nach Marseille zur Einschiffung in Richtung Saudi-Arabien.



7,25 m lang *ist Ibn Sauds achtsitzige Königskutsche. Sie erreicht Geschwindigkeiten von mehr als 200 km/st. Die Sitze bestehen aus grünem Leder und golden schimmerndem Fell. Ein Druck auf einen Knopf, und automatisch schließen sich Türen, Fenster und Verdeck. Die Türen sind mehr als 20 cm dick. An jeder Seite befinden sich Trittbretter für die Leibwache des Monarchen* **FOTOS: AP, DPA, UP**

Nicht als Ballerina

geeignet, so entschied die Studienkommission über Fröken Tory Boyé. Ihre Begründung lautete: Sie macht ein zu ernstes Gesicht. Als die Siebzehnjährige weinend über Kopenhagens Raadhusplads ging, traf sie Englands großen Fotografen Baron. Der tröstete sie mit dem Rat: „Man kann auch mit den Beinen lachen, vor allem mit solchen!" Seitdem tanzt die in Berlin geborene Dänin, Tochter einer kaukasischen Mutter und eines französisch-polnischen Vaters, als Solistin durch Europas Hauptstädte. FOTOS: SEELIGER/VOUK



WILLY BREINHOLST

Rimsky-Korsakow

Der Rundfunksprecher Konrad Albertsen, seit drei Jahren an einem Sender tätig, wurde eines Tages mit der Ansage des musikalischen Unterhaltungsprogramms beauftragt; niemand konnte so weich und schmelzend die Namen Tschaikowskij, Mendelssohn-Bartholdy oder Anton Dvořák aussprechen wie er. Ob russische, spanische oder italienische Komponisten — Albertsen sagte sie mit derselben spielerischen Leichtigkeit an wie skandinavische oder deutsche Namen.

Eines Abends jedoch, als er zu Hause im Sofa saß und das Programm für den folgenden Tag durchblätterte, fiel sein Blick auf einen Namen, der ihn zuerst stutzen und dann erbleichen ließ. Mit einem Satz fuhr er in die Höhe.

„Da haben wir's!" sagte er atemlos zu seiner Frau. „Einmal mußte es kommen — früher oder später. Nun ist es soweit!"

„Wovon sprichst du, Konrad?" fragte seine Frau verstört.

„Von diesem verdammten Russen Kimsky Rorsakow . . . nein, Unsinn . . . Rimska Romskawow . . . Womskirow . . . nein, nein, nein! Ich kann den Namen einfach nicht richtig aussprechen!"

Seine Frau warf einen Blick in das Programm.

„Rimsky-Korsakow", sagte sie kopfschüttelnd. „Das ist doch kein Kunststück! Jedes Kind kann das sagen: Rimsky-Korsakow! Rimsky-Korsakow!" Albertsen legte das Programm aus der Hand.

„Ich weiß nicht, woran es liegt, aber bei uns am Sender kann niemand den Namen richtig aussprechen. Jedem Ansager graut davor. Warum mußte das Los gerade mich treffen? Die Hörer werden sich über mich lustig machen — vielleicht verliere ich sogar meine Stellung. Am nächsten Tag wird in der Zeitung stehen, es sei ein Skandal, daß ein Rundfunksprecher nicht einmal die elementarsten Grundbegriffe der Sprechtechnik beherrscht. Glaub' mir, ich weiß Bescheid! Mein Bild erscheint mit ironischen Kommentaren in den Illustrierten . . . am Ende muß ich gar in der nächsten Aufsichtsratssitzung hundertmal zur Strafe aufsagen: „Rimska Kamska . . . Ramski Romski . . . nein . . . Kimsky Komskinow!"

„Rimsky-Korsakow!" berichtigte Elvira.

„Richtig, ja . . . Komsky Rimskinow!"

In der folgenden Nacht schlief Albertsen sehr unruhig; am Morgen fuhr er mit seinen Versuchen fort, den Namen richtig auszusprechen. Indessen — außer den schlimmsten Verdrehungen und Entstellungen kam nichts dabei heraus. Nach und nach entfernte er sich immer weiter von dem richtigen Wortlaut. Während er sich rasierte, hörte seine Frau, wie er vor sich hinmurmelte: „Rasputin Raskolnikow . . . Rodion Kamarasow . . ."

Elvira schüttelte verzweifelt den Kopf, schrieb den Namen des russischen Komponisten auf ein großes Stück Pappe und stellte das Schild auf den Frühstückstisch, so daß ihr Mann beim Kaffeetrinken weiter üben konnte. Es half alles nichts. Außer dem üblichen Kimsky Rorsakow oder Rimska Komskinow kam nichts dabei heraus.

Als Konrad Albertsen schließlich auf dem Weg zum Sender war, fühlte er, wie seine Knie zitterten. Der Zeitpunkt der Ansage rückte immer näher. Albertsen wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. An den Lautsprechern konnte man sein Herz so deutlich klopfen hören wie das Pausenzeichen des englischen Senders während des Krieges: „Bumm, bumm, bumm — bumm!" Während er noch einen letzten Blick auf das Programm warf, verschwammen die Zeilen vor seinen Augen: „Die Sehnsucht des Hirtenmädchens, eine symphonische Dichtung von Rimsky-Korsakow."

Dann begann er: „Und nun, liebe Hörer, spielen wir eine halbe Stunde russische Musik, ausgeführt von unserem Symphonieorchester. Wir beginnen mit einer Komposition von . . . Rimsky-Korsakow!"

Es klappte! Er hatte es geschafft! Die dunklen Schatten verschwanden von seinem Gesicht, er zog sein Taschentuch und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Die Techniker im Kontrollraum strahlten und nickten ihm vergnügt zu. Albertsen atmete erleichtert auf und fuhr fort: „Wir beginnen mit der symphonischen Sichtung „Die Hirtensucht des Sehnmädchens!"



Ein Ehe-Roman aus unseren Tagen / Von Cornelius Bruck

Über Andreas Herwarth bricht das Verhängnis herein. Andreas ist ein Mann, der sich vam kleinen Schmied zu einem geachteten Industriellen empargearbeitet hat. Seine Frau Elise kann mit ihm nicht Schritt halten, sie bleibt ein menschenscheues, zurückhaltendes Wesen. Nach achtzehn Ehejahren kammt es zu einer Krise. Elise glaubt, daß Josephine Delarme, eine faszinierende Franzäsin, die Geliebte ihres Mannes ist. Verschiedene Wahrnehmungen bestärken sie in dem Verdacht, daß Andreas und Josephine sich heimlich in der ‚Bude', der alten, auf dem Fabrikgelände erhaltenen Schmiede der Herwarths, treffen. Um sich Klarheit zu verschaffen, dringt sie in die ‚Bude' ein und wird tatsächlich Zeugin einer kurzen Liebesszene zwischen ihrem Mann und der Franzäsin. — Josephine Delarme hat Andreas inzwischen gestanden, daß ein Mann namens Caraly um ein düsteres Geheimnis in seinem Leben weiß und ihn erpressen will. Obgleich Andreas seine Unschuld beteuert, gelingt es Josephine, ihn davan zu überzeugen, daß er besser für einige Zeit außer Landes geht, bis der Fall geklärt ist. Er entschließt sich, mit ihr nach Paris zu fahren. — Bevar Elise am Abend ihr Kellerversteck in der ‚Bude' verlassen kann, schleicht sich ein Fremder in die ‚Bude' und beginnt, eine Kellerwand aufzustemmen. Dabei entdeckt er Elise. Er enthüllt ihr, daß hinter der Wand ein Tater liegt, den Andreas auf dem Gewissen hat. Er macht kein Hehl daraus, daß er Andreas erpressen will.

Einen Augenblick will das Gefühl, dem Fremden wehrlos ausgeliefert zu sein, Elise überwältigen. Wenn sie ihn nur sehen könnte! Es wäre einfacher, mit einem Wesen aus Fleisch und Blut zu verhandeln als mit einer Stimme, die aus dem Dunkel kommt und im Dunkel versickert. Fast ist es, als gehörte diese Stimme gar nicht zu einem Menschen, als sei sie eine wesenlose böse Kraft, die aus der Finsternis der Nacht aufgestanden ist, ja, als bedürfe es nur des Lichtes, um die letzte Stunde und alles, was ihr vorangegangen ist, zu verscheuchen wie einen wüsten Traum.

Aber die harten Worte des Fremden zerreißen diese Illusion. „Ich sein särr froh, daß Sie hier, Gnädigste!" erklärt er mit deutlicher Ironie. „Sie mir helfen, die Mauer aufzumachen! Sie dann sehn mit eigene Augen ...

Wilde Entschlossenheit packt die Frau. Sie muß hinaus! Sie muß zu Andreas! Ihn fragen! Ihn warnen! Es muß etwas geschehen, noch in dieser Nacht. Vielleicht ist alles nicht wahr, was der Fremde ihr gesagt hat. Vielleicht handelt es sich bei ihrem Gegenüber um einen Verrückten. Andreas wird lachen, dann ein kurzes Telefonat mit der Polizei führen, und eine halbe Stunde später wird der ganze Spuk verflogen sein.

„Nu, wie ist ...?" fordert der Mann sie höhnisch auf.

„Ich bin besser informiert, als Sie denken!" erklärt Elise. Sie spricht sehr laut, um jedes Geräusch zu übertönen. Sie macht sich daran, die Schnallen ihrer Schuhe zu lösen. „Und wenn Sie glauben, Sie könnten mit uns Schindluder treiben, dann irren Sie sich! Ja, sie irren sich ganz gewaltig!" Sie redet wild darauf los, wirres, ungereimtes Zeug, nur um den Kellerraum mit ihrer Stimme zu füllen. Nun schlüpft sie aus den Schuhen und nimmt einen in jede Hand. So ist sie nicht mehr wehrlos, wenn er sie angreifen sollte. „Wagen Sie es nur, zu uns ins Haus zu kommen oder zu meinem Mann ins Büro zu gehen!" lärmt sie. „Gott sei Dank gibt es ja noch eine Polizei!"

Er lacht, ein schepperndes, spöttisches Lachen. Er will sich ausschütten vor unbändiger Heiterkeit. „Särr gutt!" Ein klatschendes Geräusch, als schlüge er sich auf die Schenkel. „Wirklich ... särr gutt! Wie sagen die Deutschen ... werr in Glashaus ist, der darf nicht ..." Er bringt das Sprichwort nicht zustande. Ein pfeifender Ton, als schlüge er mit der Hand durch die Luft. „Nu ... is ja egal!"

Plötzlich gewinnt seine Stimme den häßlichen, zischelnden Klang zurück. „Aber ich sagen, daß Sie werden zahlen ... alles zahlen, was ich will ... viel, viel Geld ..."

Elise hört nicht mehr hin. Sie schiebt sich von der Kiste hoch, Zentimeter um Zentimeter. Er darf nichts merken, ehe sie nicht die Treppe erreicht hat. Sie setzt Fuß vor Fuß, bewegt sich lautlos auf den schmalen Aufgang zu. Ihre Finger halten die beiden Schuhe umkrampft. Sie ist entschlossen, zuzuschlagen, wenn er sich ihr nähern sollte.

Sie tastet vor sich. Eine feuchte Wand. Sie drückt sich daran entlang. Mein Gott, nimmt die Mauer denn kein Ende! Da fühlt sie die scharfe Ecke, streckt vorsichtig den Fuß vor, spürt die unterste Stufe.

In diesem Moment bricht die zischelnde Stimme in ihrem Rücken ab. Schwelende Stille, in der Elises tastender Fuß die zweite Stufe findet, die dritte. Dann fährt der Lichtstrahl durch den Raum, zur Kiste. Ein lauter Fluch. Der Lichtkegel zuckt herum, findet die Frau auf der Treppe, hält sie fest.

„Stopp!" ruft die Stimme. „Stopp oder ...!"

Aber der verräterische Schein hilft der Frau. Sie jagt die Treppe empor. Sie hört, daß der Fremde ihr folgt, das Grauen sitzt ihr im Nacken, sie glaubt seine Hände schon an ihren Schultern, an ihrem Halse zu fühlen.

Da ist die schwere Bohlentür. Sie stößt sie auf, wirft sich über die Schwelle, knallt sie wieder zu, schiebt mit fliegenden Fingern den Riegel vor. Von der anderen Seite ein dumpfes Geräusch, als schlügen Fäuste gegen das Holz. „Aufmachen! Sofort aufmachen!" keucht es von drüben.

„Ich denke nicht dran!" ruft Elise mit einer Stimme, die ihr selber Mut machen soll.

Gott sei Dank, in der Werkstatt ist ein bißchen Helligkeit. Der Widerschein ferner Lichter weist ihr den Weg. Sie spürt die Kälte des Bodens und steigt wieder in ihre Schuhe. Noch immer ist das ohnmächtige Pochen, das Zischeln und Keuchen hinter der Tür. Es verfolgt sie, während sie über den Flur zur Außentür schleicht.

Dann steht sie draußen auf dem Werkhof. Sie sichert wie ein Tier nach allen Seiten, bevor sie die Tür sorgsam verschließt. Der kühle Wind läßt sie zusammenschauern.

Ganz in der Nähe flötet jemand den Marsch „Alte Kameraden". Elise drängt sich tief in den Schatten des Häuschens.

Das Pfeifen entfernt sich, verliert sich schließlich irgendwo zwischen den Hallen.

Wohin? Der Weg durchs Werktor, vorbei an den verdutzt fragenden Augen des Pförtners, ist ihr versperrt. Sie kennt die Fabrikanlagen flüchtig. An der Südseite wird zur Zeit eine neue Verladerampe gebaut, der Zaun ist durchbrochen.

Im Schein der roten Leuchtschrift auf dem Verwaltungsgebäude findet sie nach einigem Suchen den Bauplatz. Sie stolpert über Sandhaufen, Steinberge und Geröllhalden, zwischen Betonmischmaschinen und Gerüsten hindurch.

Und ganz plötzlich steht sie auf einer Wiese.

Elise verharrt eine Weile schweratmend. In einiger Entfernung schimmern die Lichter der Siedlungshäuser — milder Schein, der in der Frau ein Gefühl des Neides weckt und ihr die eigene Verlorenheit nur stärker zum Bewußtsein bringt.

Sie hebt den Blick zur Flammenschrift über dem Werk. Da ist er, ihr Name: Herwarth, rotglühend vor den nächtlichen Himmel gesetzt.

Unversehens überfällt eine qualvolle Vision die Frau: eine gewaltige Hand fährt vor dem Himmel dahin und löscht mit einer einzigen Bewegung die Schrift. Aus! Vorbei! Die Buchstaben des stolzen Namens zerbrochen und zerschlagen in irgendeinem Winkel, die Träger dieses Namens verachtet und geächtet, ein Lebenswerk vernichtet.

Wenn es stimmt, was sie in der stickigen Luft des Kellers vernommen hat . . .!

Jetzt erst, unter freiem Himmel, kommt ihr die volle Tragweite der furchtbaren Anklage aus fremdem Munde zum Bewußtsein. Drinnen, im Dunkel, von den Lauten einer sonderbar fremdartigen Stimme geformt, ist alles unwirklich und gespenstisch gewesen. Jetzt erst, vor dem klaren Funkeln der Sterne und im Widerschein der Lampen, wird es zur Wirklichkeit. Zu einer grauenhaften, niederschmetternden Wahrheit, die sich durch kein beschwörendes Wort mehr bannen oder unterdrücken läßt.

Andreas — ein Mörder!

Der Gedanke reißt sie vorwärts — über die Weide, der nahen Straße zu. Der Nachttau an den Gräsern dringt durch ihre Schuhe, doch sie spürt die Feuchtigkeit nicht. Wellen, eine nach der anderen, bald glühend heiß, dann wieder von einer schneidenden Kälte, laufen ihr über den Rücken. Das Herz stockt ihr sekundenlang, um gleich darauf das Blut in jagenden Stößen schneller durch den Körper zu treiben.

Andreas — ein Mörder! Sie wird ihm die Anklage ins Gesicht schreien, und er wird ihr Rede und Antwort stehen müssen. Und wenn er es nicht tut? Wenn er mit ausweichenden, beschwichtigenden Redensarten kommt? O, sie wird sich nicht beschwichtigen lassen! Sie wird ihm die Antwort von den Lippen zerren, selbst wenn diese Lippen schweigen wollen.

Was aber, wenn sich der Verdacht bestätigt? Dann wird sich all seine Größe und sein Stolz, seine Lebenstüchtigkeit und sein Selbstbewußtsein vor ihren Augen in ein erbärmliches Nichts auflösen. Und nicht nur vor ihren Augen, sondern vor den Augen der ganzen Welt!

Der Fremde will sich sein Geheimnis abkaufen lassen. Doch, was wäre gewonnen, wenn Andreas es ihm tatsächlich abkaufen würde! Ein Verbrecher bleibt



„Na, auch schwerhörig?"

ein Verbrecher — auch wenn die Umwelt nichts davon weiß.

Für sie selber wird es dann nur eine einzige Pflicht geben: die Kinder aus diesem Zusammenbruch zu retten. Gerd, Sabine und Thomas dürfen keine Stunde länger im Bannkreis eines Mannes bleiben, dessen unreines Herz auch ihre Seelen vergiften muß und vielleicht schon vergiftet hat. Sie wird mit ihnen weit wegfahren, an einen einsamen Ort, wo niemand sie kennt. Tag und Nacht wird sie schuften, um ihnen ein Auskommen zu geben — von ehrlichem Geld, an dem nicht Sünde und Blut kleben.

So steigert sie sich, während sie über die unbelebte Landstraße hetzt, in verzweifelte Entschlüsse hinein. Vielleicht würde sie das alles überlegter und überlegener nehmen, vielleicht würde sie sich zu einer maßvolleren Haltung überwinden können — wenn sich nicht immer wieder das Bild dieses Mittags vor ihre Augen schieben würde: Josephine Delorme in den Armen ihres Mannes. Wie darf er in diesem Augenblick erwarten, daß sie zu ihm steht, nachdem er selber sie um einer schönen Larve willen verraten und verkauft hat! Wie kann er Treue von ihr verlangen, nachdem er selber ihr die Treue gebrochen hat!

Elise ist nicht groß genug, um auf einen Gedanken voll bitterer Genugtuung zu verzichten: daß Andreas ausgerechnet auf eine Frau hereingefallen ist, die mit im Komplott gegen ihn steht und die sein Verderben will. Und sie genießt im Vorwege die Befriedigung, die sie empfinden wird, wenn sie ihm diese vernichtende Wahrheit ins Gesicht schleudern kann.

Das Parktor der 'Villa Ohrl' taucht vor ihr auf. Ein Schwächeanfall überkommt sie, und sie muß sich gegen einen der steinernen Pfeiler lehnen. Sie fühlt, daß sich der Haarknoten gelöst hat und daß ihr die Strähnen in den Nacken hängen. Mit zuckenden Händen steckt sie die Nadeln wieder fest.

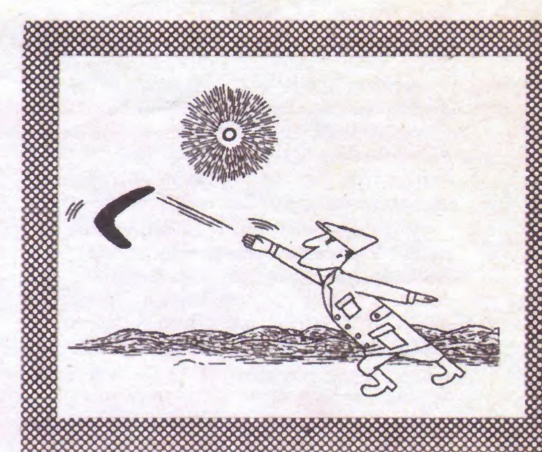
Auf der Landstraße wird das Summen eines Motors laut. Ein Wagen kommt rasch näher. Andreas?

Elise taumelt hinter den Pfeiler.

Kurz vor dem Tor bremst das Gefährt scharf und biegt dann in die Auffahrt ein. Es ist nicht der Wagen von Andreas, sondern ein dunkler Volkswagen. Soweit sie es erkennen kann, sitzt nur ein Mann darin.

Offenbar hat Andreas sich wieder Gäste ins Haus geholt — vielleicht sogar, um diesen Abend nicht mit seiner Frau allein sein zu müssen. Aber es wird ihm nichts nützen, sie wird ihn sofort in ihr Zimmer bitten und zu einer Erklärung zwingen.

Sie eilt dem Wagen nach, die Auffahrt hinauf.



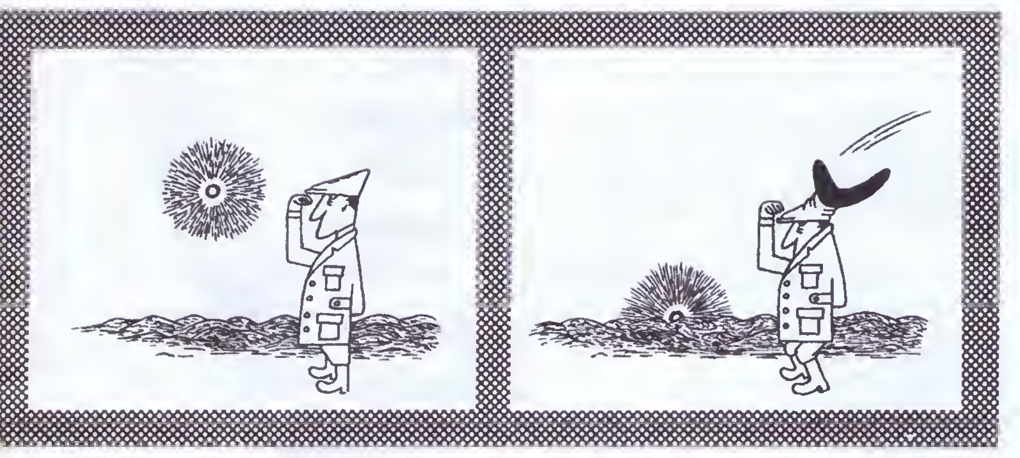
Jetzt dringen vom Portal Stimmen herüber, eine helle lamentierende Frauenstimme und das sonore, ruhige Organ eines Mannes. Elise kennt die Frauenstimme — Hertha Riebsam ist also immer noch im Hause. Sie schüttelt sich bei dem Gedanken, die burschikos-betriebsame Art der Freundin ausgerechnet in dieser Verfassung über sich ergehen lassen zu müssen.

Auch die Stimme des Mannes kommt ihr bekannt vor. Natürlich, das ist doch . . . !

Der Schreck hemmt ihren Schritt, Doktor Michelsen! Was macht der Arzt zu dieser Nachtstunde in der 'Villa Ohrl'? Nun wird ihr auch bewußt, daß das Haus im vollen Lichterglanz daliegt. Die Lampen am Portal brennen, aus den Fenstern im Erdgeschoß, im ersten und zweiten Stockwerk fällt heller Schein heraus, man hat es nicht einmal für nötig gehalten, die Vorhänge vorzu-



„Wir können es ihm nicht verbieten, Herr Schulheim-Inspektor, es ist das einzige Bild seiner Mutter.“



ziehen. Alles sieht nach Hast, Unruhe, Alarm aus.

Die Vorahnung eines neuen Unheils lähmt Elise. Dann, mit letzter Kraft, stürzt sie zur Freitreppe, fällt die Stufen hinauf, rafft sich mit schmerzenden Knien hoch.

Die Tür ist nur angelehnt, man hat offensichtlich vergessen, sie zu schließen. Über einem Stuhl in der Garderobe, flüchtig hingeworfen, ein Mantel. Ja, es ist der graugrüne Lodenmantel von Doktor Michelsen.

Elise torkelt, halb besinnungslos vor Angst, in die Halle.

Der Arzt und Hertha Riebsam sind oben auf der Treppe zum Umgang. „Es sah ganz schrecklich aus, Herr Doktor", hört Elise die Freundin jammern. „Ich hab ihn kaum wiedererkannt ... das ganze Gesicht ..."

„Hertha!" schreit Elise auf.

Frau Riebsam fährt mit einem Ruck herum. „Elise!" ruft sie, und etwas wie Erleichterung schwingt durch ihre Stimme. „Gott sei Dank, du bist wieder da ..."

„Was ist denn, Hertha?" Die Worte kommen nur noch als tonloses Flüstern über Elises Lippen.

Hertha Riebsam kommt die Treppe herunter. Ihre Augen sind gerötet, als hätte sie geweint, und ihre Hände flattern. „Oh, Elise", stöhnt sie, „daß du uns so lange allein gelassen hast! Vielleicht wär es dann gar nicht passiert ..."

„Aber was ist denn passiert?" schreit Elise heraus.

Von oben kommt die ruhige Stimme des Arztes: „In welchem Zimmer liegt er denn?"

„Die zweite Tür links, Herr Doktor!" gibt Hertha Riebsam zurück.

‚Die zweite Tür links — das Schlafzimmer von Andreas!' Der Gedanke ist wie ein fiebriges Aufzucken im Gehirn Elises.

Während Hertha Riebsam vor ihr steht und wortlos die kurzen, dicken Hände ringt, sieht Elise wie hinter einem wogenden Nebel, daß Doktor Michelsen auf die Tür lossteuert, sie behutsam öffnet und dann lautlos wieder hinter sich schließt.

*

Ein Mann geht über die Lange Straße, die den kleinen Ort Olsdorp in sanften Windungen von einem Ende zum anderen durchzieht.

Es ist am selben Abend, nur wenige Menschen sind auf der Straße, hinter den verhängten Fenstern der Häuser, die dicht an den Fahrdamm heranrücken, bewegen sich undeutlich Schatten.

Der Mann geht eilig. Ein paarmal blickt er sich hastig um, als wittere er Verfolger. Dann beschleunigt er seine Schritte. Er trägt ein Jackett mit weiten Taschen, die sich über beiden Hüften bauschen.

Mit einemmal bleibt er stehen. Hinter einer Straßenbiegung ist das weißliche Leuchtschild einer Gastwirtschaft aufgetaucht. Sie liegt am Marktplatz, ein Erker mit erleuchteten Fenstern schiebt sich in den Platz hinein, Steinstufen führen zur Tür hinauf.

Nicht weit vom Eingang parkt eine schwere amerikanische Limousine, die Straßenlampen spiegeln sich im Lack und Chrom. Der Mann stößt einen Fluch durch die Zähne. Dann drückt er sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite an der Wirtschaft vorbei und bewegt sich vorsichtig auf den Wagen zu. Er blickt hinein. Die Limousine ist leer, die Türen sind verschlossen.

Er überlegt einige Sekunden, dann läßt er einen kurzen Pfiff hören. Nichts rührt sich. Ein zweiter Pfiff. Im ersten Stock eines engbrüstigen Fachwerkhauses neben der Wirtschaft öffnet sich ein Fenster, eine weißgekleidete Gestalt lehnt sich heraus, der Mann zieht sich tiefer in das bergende Dunkel einer mächtigen Linde zurück. Nach einer Weile klappt das Fenster wieder zu.

Der Mann wartet einige Minuten. Er holt eine Packung aus der Tasche und steckt sich eine Zigarette zwischen die



Lippen, aber er setzt sie nicht in Brand.

Von der nahen Kirche schlägt es zehn. Während der letzte Ton noch in der Luft nachzittert, verläßt der Mann den Baumschatten und nähert sich wie schleichend dem heller Erker der Gastwirtschaft.

Er späht durch die Scheiben. Grünliche Vorhänge sind unordentlich vorgezogen, ein Spalt gibt einen schmalen Ausschnitt der Gaststube frei.

Ein halbes Dutzend Männer sitzt um einen runden Tisch, derbe, vierkantige Gesichter über blauen Arbeitsjoppen. Der Wirt räumt gerade die leeren Gläser vom Tisch und stellt dafür volle hin. Dann wendet er sich an einen jüngeren Mann, der im Gegensatz zu den anderen eine braune, knapp sitzende Lederjacke trägt. Der Jüngere spricht mit weitausholenden Bewegungen.

Der Mann draußen hat offenbar genug gesehen. Er knurrt einige Worte in einer fremden Sprache vor sich hin. Dann gibt er sich einen Ruck und geht entschlossen die Steinstufen zur Tür hinauf.

Als er in die Gaststube tritt, verstummt das Gespräch am runden Tisch einen Augenblick. Argwöhnische Blicke nehmen ihn in Empfang.

„Gutten Abänd!" sagt der Mann in seiner scharf akzentuierenden Sprechweise und geht quer durch den Schankraum zur Theke.

Er bestellt einen Kognak, und während er das Gläschen in sich hineinkippt, dreht er sich mit einer halben Wendung in die Gaststube zurück und wirft einen scharfen Blick zu dem jüngeren Mann in der Lederjacke hinüber. Der nickt unmerklich.

Der Wirt ist an den runden Tisch zurückgegangen. Er tupft mit einem Handtuch eine Bierlache von der weißen Holzplatte und fragt den Jüngeren: „Blutprobe wollt die Polizei bei dir nicht machen?"

„Quatsch!" wehrt der in der Lederjacke ab. „Erstens hätten sie bei mir auch nicht null-komma-null-null-null pro Mille gefunden. Und zweitens hatte der andre ganz klar selber schuld. Bei mir war alles, wie sich's gehört: Wagen auf der Chaussee scharf rechts rangefahren und mit Standlicht geparkt. War auf'n halben Kilometer vorher zu sehn ..."

„Komische Sache!" läßt sich einer der Männer — es sind alles Arbeiter der Herwarth-Werke — vernehmen. „So am dunklen Abend mitten auf der freien Landstraße zu halten."

Die andern nicken ohne Bösartigkeit und zwinkern einander vielsagend zu; sie wittern offenbar ein amouröses Abenteuer.

Der Chauffeur geht mit einer knappen Geste über die Frage hinweg. „Wollt' mir eben ein bißchen die Beine vertreten. Da sah ich auch schon den andern herankommen. Hatte eine dolle Naht drauf. So achtzig, neunzig garantiert. Und denn hat er wohl meinen Schlitten zu spät gesehen. Ich krieg bloß noch mit, wie seine Mühle mit einemmal an zu schliddern fängt und dann koppheister in den Graben geht ..."

„Na, ich hab so das Gefühl, daß der Chef dir noch gewaltig vor den Wagen spucken wird", mischt der Wirt sich wieder ein.

Der Fahrer zuckt gleichmütig die Achseln und leert sein Bierglas in vollen, gierigen Zügen. „Mit meinem Chef komm ich schon klar. Das laßt bloß meine Sorge sein!"

„Mit deinem Chef wohl", nickt einer der Arbeiter. „Aber mit unserem nicht! Mit dem Herwarth ist nicht gut Kirschen essen, wenn's um seinen Ältesten geht! Der jagt dir die Polizei auf'n Hals, bis dir schwarz vor Augen wird."

„Im Gegenteil!" lacht der in der Lederjacke; seine Augen glänzen jetzt ein wenig trunken. „'n Dankschreiben wird er mir schicken, daß ich mich so freundlich um seinen Sprößling gekümmert hab. War ja auch'n doller Zufall, daß ich die Mühle gleich wiedererkannte. Hatte sie am Abend vorher in der Garage von Herwarth stehen sehen, und da wußte ich gleich, wo der Bursche hingehörte. Zehn Minuten später hatte ich ihn dann auch schon in der Villa abgeliefert ..."

„War er denn noch ganz weg?" fragte einer dazwischen.

„Nee, unterwegs kam er schon wieder zu sich und fing ein mächtiges Gestöhne an. Schien allerhand gebrochen zu sein, und der Kopf hatte auch was abgekriegt.





DAS MARKENZEICHEN
FÜR QUALITÄTSBEREIFUNG

GUMMIWERKE FULDA AG · FULDA





Na, die Alte in der Villa hat vielleicht ein Lamento gemacht, als ich ihn angeschleppt brachte. Hätt' nicht viel dran gefehlt und sie wär mir mit Nägeln und Zähnen ins Gesicht gegangen. Während ich ihr denn noch zu erklären versuchte, wo das Motorrad liegt, kam auch schon so'n Flitzer von der Polizei. Weiß der Teufel, wer den mobil gemacht hat! Ja, und dann ging ein Gefrage los ..." Er schüttelt sich bei dem Gedanken und reicht dem Wirt wortlos sein leeres Glas.

Während der Wirt bedachtsam am Bierhahn hantiert, läßt der Fremde sich einen zweiten Kognak geben. „Hat es einen Unfall gegeben?" fragt er wie beiläufig über die Theke.

„Den jungen Herwarth hat's erwischt. Das ist der Sohn vom Fabrikanten drüben." Der Wirt schlägt mit einer geübten Bewegung den Schaum vom Glas und läßt nachlaufen. „Ich hab's schon immer kommen sehen. Der Gerd fuhr auf seinem Motorrad wie zehn Teufel. Sie sind wohl nicht von hier?"

Der Fremde schüttelt den Kopf. Was er gehört hat, hat ihm offenbar die Sprache verschlagen.

Er bestellt noch einen Weinbrand, diesmal einen doppelten, stürzt ihn mit einer hastigen Bewegung durch die Kehle und zahlt.

Im Hinausgehen schickt er ein unauffälliges Augenblinzeln zum Chauffeur hinüber. Der blinzelt über den Rand seines Bierglases zurück.

Fünf Minuten später gleitet der Wagen zwischen den letzten Häusern von Olsdorp ins freie Land hinaus. Der Fremde sitzt am Steuer, die Zigarette im verkniffenen Mundwinkel. Neben ihm hockt der Jüngere in der Lederjacke. Bierdunst und der Duft der parfümierten Zigarette hängen im Wagen.

„Das war Idiotie!" stößt der Mann am Steuer hervor, indem er den Wagen vorwärtsschießen läßt. „Pure Idiotie!"

„Was konnt ich denn anders tun, Bela?" erwidert der andere halb trotzig, halb kleinlaut.

„Liegen lassen, wo er sich hingelegt! Im Graben!"

Ein heftiges Kopfschütteln. „Nee, Bela! Ich hatte doch die Schuld. Hatte den Wagen am Straßenrand geparkt. Aber ohne Licht — wie du's gesagt hast. Dadurch ist es passiert. Und dann — ja, Paul Graetz hat allerhand auf'm Kerbholz. Aber'n Mörder will er nicht werden."

„Mörder! Mörder!" höhnt Bela. „Mancher ist Mörder, und niemand weiß!"

Paul Graetz versteht die Anspielung. „Hast du was erreicht — in der ‚Bude'?" fragt er gespannt.

„Merde!" flucht Bela. „Hatte bloß das Amusement, zu machen Bekanntschaft von Frau Herwarth."

„Von Frau Herwarth?" platzt Graetz verblüfft heraus.

Bela Caroly erzählt mit kurzen Worten seine Begegnung im Keller der Bude. „Zugeschlossen hat mich das Weib!" knirscht er. „Da saß ich wie prisonnier. Und dazu fürchten, daß der ... nun, wie sagt man, der Kontrolleur kommen ... Ich alles so liegen, wie war und durch Fenster hinaus." Er wischt sich den Schweiß von der Stirn, offenbar ist er kein Mann vor großer Kaltblütigkeit.

„Dann weißt du also immer noch nicht, ob da hinter der Kellerwand was zu finden ist!" sagt Graetz sichtlich enttäuscht.

Und als Bela Caroly nicht gleich antwortet, setzt Graetz hinzu: „Ich schätze, Madame Delorme wird nicht gerade begeistert sein. Sie ist ja sowieso in den letzten Tagen reichlich ungeduldig und nervös."

Carolys Hand macht eine wegwerfende Bewegung. „Ausgerechnet sie — wo sie nichts weiter zu tun braucht, als dem Herwarth schöne Augen zu werfen."

Eine Zeitlang herrscht Schweigen zwischen den beiden Männern. Der Wagen hat die nördlichen Ausläufer des Ruhrgebiets erreicht. Die grauen Fronten der Wohnblocks, von gelblich-weißem Licht der Straßenlampen überzuckt, fliegen vorüber.

„Und nun?" fragt Graetz schließlich. „Willst du's noch ein drittes Mal versuchen, Bela?"

„Is nich nöttig!" winkt Caroly ab. „Er liegt noch hinter Wand. Alles war absolut heil. Da is genug zu drohen. Und außer das: Herwarth wissen nun, was gespielen. Seine Frau ihm wird sagen, was sie erlebt haben. Und denn er wird Wachen stellen rund um die Bude. Keiner hinein, keiner hinaus! Nein, wir müssen gehn... wie man sagen... aufs Ganze! Er sein weich ins Knie, weil doch sein Sohn das passiert. Er andere Sorgen als Geld. Vielleicht auch geklopft Josephine ihn weich. Nun, wir zu ihr fahren und fragen... jetzt gleich..." Er zündet sich eine neue Zigarette an der alten an und bläst den Rauch genußvoll von sich.

„Na, ich bin gespannt!" meint Paul Graetz.

— — —

Eine knappe halbe Stunde später halten sie vor dem Hotel.

Caroly steigt aus: „Du jetzt wieder nehmen das Steuer!" befiehlt er. „Du jetzt wieder nüchtern!"

„Ich war nicht betrunken!" protestiert Graetz schwach.

„Du dich hüten vor Schnaps und Bier!" weist der andere ihn zurecht. „Sonst solche Ärger passieren wie heut Abänd! Wir nicht brauchen können Pollizei!" Und mit herrischer Stimme: „Also warten drüben auf Parkplatz!"

Der Portier schleust ihn durch die Drehtür in die Hotelhalle. Caroly geht geradewegs zum Empfang. „Madame Delorme?" fragt er, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen.

„Madame Delorme?" gibt der Empfangschef, kühl und untadelig in seinem schwarzen Anzug, gedehnt zurück. „Die Dame hat das Hotel bereits verlassen!"

„Und Madame haben hinterlassen, wann zurück?"

„Die Dame kommt gar nicht zurück! Sie ist abgereist!"

Caroly fährt sich mit der Hand selbstgefällig über den kleinen schwarzen Schnurrbart. Er lächelt ein wenig nachsichtig. „Sie müssen irren, Herr!" erklärt er. „Madame Delorme hier noch wohnen viele Tage."

Der Herr in Schwarz wirft einen Blick in eine Liste. Dann schüttelt er bedauernd den Kopf: „Tut mir leid, mein Herr! Die Dame hat das Hotel tatsächlich verlassen! Die Rechnung ist bezahlt, das Zimmer 367, in dem Madame Delorme gewohnt hat, steht zur freien Verfügung!"

„Und — waren Madame allein?" fragt Caroly fassungslos.

„Ich bedaure sehr, mein Herr. Darüber kann ich Ihnen nichts sagen. Ich habe um zehn Uhr abgelöst, und da war die Dame schon fort." Sein glattes Gesicht ist undurchdringlich.

Caroly hat das bestimmte Gefühl, daß der Mann nicht die Wahrheit sagt, daß er ihm etwas verschweigt. Er flucht leise zwischen zusammengekniffenen Zähnen.

„Sagten Sie etwas, mein Herr?" fragt der Empfangschef freundlich.

Caroly starrt ihn einige Sekunden böse an. Dann macht er ohne ein weiteres Wort auf dem Absatz kehrt und geht hinaus.

Auf dem kurzen Weg zum Wagen wirbeln die Gedanken durch seinen Kopf. Was ist plötzlich in Josephine Delorme gefahren? Dieser Auszug aus dem Hotel ist völlig gegen die Abrede. Ist ihr etwa der Boden unter den Füßen zu heiß geworden? Hat sie bei ihrem Rendezvous mit Andreas Herwarth einen Fehler gemacht, der es ihr geraten erscheinen läßt, das Hotel zu wechseln?

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)



„Sie möchten das Buch wieder zurückgeben? Aber was haben Sie denn dran auszusetzen?"



Ungeeignet

Gestatten Sie mir, daß ich zu deru Artikel „Des Vaterlandes Dank ist ungewiß" in Nr. 36 des STERN Stellung nehme. Der ablehnende Bescheid der Orthopädischen Versorgungsstelle Köln auf den Antrag des Herrn Koch aus Bad Godesberg, auf eine Genehmigung für den Einbau eines Sachs-Motors in einen Selbstfahrer, geht völlig in Ordnung. Sicher gibt es mehr Versehrte, die denselben Gedanken haben. Ich selbst bin auch einer von denen, die auf einen Selbstfahrer angewiesen sind. Ich stamme aus der Kraftfahrzeugbranche und habe mich auch schon mit diesem Problem befaßt. Leider bin ich zum Schluß gekommen, daß ein Selbstfahrer, wie ihn Herr Koch und auch ich besitzt, für den Einbau eines Benzinmotors völlig ungeeignet ist. Ein Einbau würde auch die Zustimmung des Straßenverkehrsamtes nie erhalten, denn dem Fahrzeug würden verschiedene Voraussetzungen, die zur Zulassung von motorisierten Fahrzeugen für den öffentlichen Verkehr notwendig sind, fehlen. Falls Herr Koch ein motorangetriebenes Fahrzeug wünscht, so möge er seine Wünsche der Orthopäd. Versorgungsstelle mündlich vortragen. Ich bin überzeugt, daß man ihm seitens dieser Dienststelle mit Rat und Tat zur Seite steht.

Würzburg — Dietrich Goiler

Selber verspürt

Betr. Heft 39/53 „So wird unser Geld verjuxt".

Ich habe selbst in der Thermometerfabrik des Herrn Dr. Werner in Öttingen als Apparateglasbläser gearbeitet. Meine Tätigkeit war infolge des damaligen Zustandes (1950) der Fa. Dr. Werner nur von kurzer Dauer. Ich habe am eigenen Leib verspüren müssen, wie einerseits die Löhne der Glasbläser gedrückt und andererseits die Not der Glasbläser, die ja z. T. als Betriebsverlagerte und Flüchtlinge sich bei der Fa. Dr. Werner eine Existenz gründen wollten, dadurch ausgenutzt wurde, daß sie sozusagen „schwarz" arbeiten mußten, weil sie keine Zuzugsgenehmigung hatten. Wir Glasbläser standen deshalb immer unter einem gewissen Druck. Wir haben erleben müssen, wie Umschüler in der kurzen Zeit von nur 3 Monaten die Herstellung von Thermometern erlernen sollten. Daß solch eine Umschulung in 3 Monaten unmöglich ist, kann jeder Fachmann bestätigen. Wir waren 1950 in den Monaten Januar bis März 150 Beschäftigte, davon nur 10 % Facharbeiter. Es war uns unmöglich, diese Masse von Umschülern in dieser kurzen Zeit als produktive Arbeitskräfte auszubilden. Ich selbst bin der Meinung, daß man — wenn man einen solchen Betrieb aufbauen will — sich erst einmal einen Facharbeiterstamm bilden muß, von dessen Leistungsfähigkeit man aber auch überzeugt ist, ehe man ein so großes Unternehmen aufzieht, wie es bei Herrn Dr. Werner der Fall war. Wir waren 1950 schon davon überzeugt, daß das Unternehmen des Herrn Dr. Werner eines Tages durch Konkurs auffliegt. Leider ist nun dieser Konkurs eingetreten, und der Staat ist wieder um einen beträchtlichen Teil Geld ärmer. Ich bin dafür, daß solche Leute wie Dr. Werner, die sich aus der Not der Flüchtlinge ein schönes Leben machen, zur Rechenschaft gezogen werden müssen.

Köln-Dünnwald — Helmut Seiler

Vorschlag für Rockefeller

Ihr Artikel, STERN Nr. 33, „Wer Sorgen hat, hat auch Likör" veranlaßt mich, Ihnen zu schreiben. Da ich seit vier Jahren erwerbslos bin, kann ich es einfach nicht fassen, daß es Menschen gibt, die im Jahr 1,5 Millionen Dollar ihrem Laster opfern. Ich mache dem Rockefeller-Sprößling folgenden Vorschlag, der vielleicht zur Heilung seines „Nervenzusammenbruches" führen könnte:

1. Herr Winthrop Aldrich Rockefeller übernimmt für vier Wochen meinen Lebensstandard mit all seinen Annehmlichkeiten.
2. Dafür darf ich für vier Wochen den zwölften Teil seiner „Apanage" von 1,5 Millionen Dollar übernehmen.
3. Seiner Gattin und seinem Sohn würde ich dann für diesen Monat statt der Summe von 750 Dollar die von 25 000 Dollar auszahlen.

Um dem Herrn Rockefeller aber schon jetzt einen Geschmack für die vorgeschlagene Lösung zu geben, mache ich eine Aufstellung über meine Einnahmen und Ausgaben als Erwerbsloser mit drei Kindern.

Ausgaben	DM
Miete pro Monat	72,—
Licht und Gas	16,—
Radio	2,—
Lesezirkel	3,20
	93,20

Einnahmen	DM
Unterstützung für die gesamte Fam. pro Mon.	203,—
Einnahm. a. Unterverm.	35,—
Lehrgeld m. Sohnes	46,—
Sa.:	284,—
÷ Ausgaben	93,20
verbleiben:	190,80

Von dieser Summe 190,80 DM wird alles bestritten, was für eine fünfköpfige Familie, Kinder im Alter von 16, 3 und ½ Jahr notwendig ist, wie Essen, Kleidung und die sonstigen alltäglichen kleinen Ausgaben.

Wenn ich dann für 4 Wochen das Geld des ehrenwerten Herrn Rockefeller habe, ist meine Existenz gesichert. Ich mußte sehr oft auf dem Arbeitsamt und auch bei anderen Gelegenheiten hören, daß ich mit meinen 46 Jahren, dazu als Verheirateter mit 3 Kindern und außerdem wegen meines Beinleidens zum Schrott zähle. Es ist bitter, so etwas zu hören. Mir scheint aber, daß Herr Rockefeller viel eher dieses Prädikat zukommt. Es kann ein jeder mit seinem Gelde machen, was er will, so wird dieser „Bonvivant" natürlich sagen. Ich bin jedoch der Auffassung, daß auch Reichtum verpflichtet, vor allem zu Takt und Anstand. Bei 750 Dollar Erziehungsbeihilfe für seinen Sohn kann man hiervon bei Herrn Rockefeller bei seinen 1,5 Millionen Dollar, die er im Jahr vergeudet, allerdings nicht sprechen.

Bitte, Herr Rockefeller, ich biete Ihnen einmal etwas Abwechslung, etwas ganz Besonderes.

Bochum — R. Feldmüller

Moderne Medizin

Die Patientin bat den Psychiater: „Herr Doktor, ich habe eine ungewöhnliche Bitte, aber sie bedeutet für mich alles in der Welt. Ich möchte meine Persönlichkeit spalten lassen."

„Aber wieso denn?" rief der Psychiater aus. „Wozu wollen Sie denn Ihre Persönlichkeit gespalten haben?"

Die Augen der Patientin füllten sich mit Tränen. „Oh, Herr Doktor, ich bin so einsam!"

*

Im Laden eines New Yorker Schnittwarenhändlers brach am gleichen Tag Feuer aus, an dem der Inhaber eine neue Feuerversicherung eingegangen war, und vernichtete angeblich das ganze Lager.

Die Versicherungsgesellschaft vermutete ein Betrugsmanöver, hatte aber keine Beweise. Sie konnte nichts tun und machte sich nur dadurch ein wenig Luft, daß sie dem Händler einen Brief folgenden Inhalts schrieb: ‚Geehrter Herr, Sie nahmen bei uns eine Feuerversicherungs-Police um 10 Uhr vormittags. Ihr Feuer brach aber nicht vor 3.30 Uhr nachmittags aus. Würden Sie die Freundlichkeit haben, uns diese Verzögerung plausibel zu machen?'

*

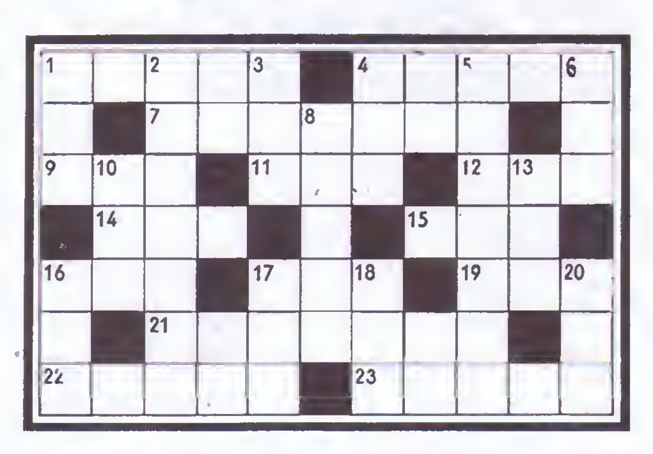
Ein junger Mann betrat einen Kleiderladen, um sich nach dem Preis eines Anzugs zu erkundigen, der im Schaufenster ausgestellt war.

„Sie haben den besten Anzug im ganzen Geschäft herausgefunden", äußerte der Inhaber anerkennend. „Und um Ihnen zu zeigen, daß ich gern Geschäfte mache mit einem Mann, der einen so guten Geschmack hat, werde ich Ihnen einen besonderen Vorschlag machen: Ich werde nicht verlangen von Ihnen 62 Dollar, ich werde nicht verlangen 52, nicht 42. 32 Dollar ist mein Preis für Sie, mein Freund!"

„Ich werde", erwiderte der Kunde kaltblütig, „nicht geben 32, und ich werde nicht geben 22. Meine Offerte: 12 Dollar."

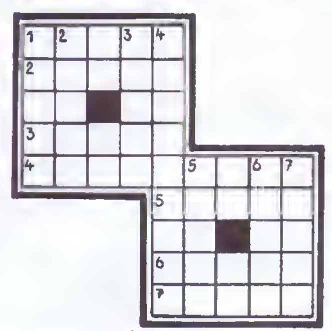
„Verkauft!" sagte der Händler erfreut. „Das ist die Art, die ich liebe, Geschäfte zu machen. Nur nicht übervorteilen!"

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Rundfunkgerät, 4. französischer politisch. Schriftsteller u. Revolutionsfanatiker (1744-1793), 7. Tanzgesellschaft, 9. Getränk, 11. Stadt an der Lahn, 12. Wurfspieß, 14. weibl. Kurzname, 15. physikal. Arbeitseinheit, 16. französ. Romanschriftsteller (1804—1857), 17. militärischer Rang in der türk. Armee, 19. griechische Göttin, 21. Palmenart, 22. Religionsgemeinschaft, 23. Trinkgefäß; - Senkrecht: 1. Titel, 2. mathematische Figur, 3. festliches Gedicht, 4. Obstmarmelade, 5. Ersatzanspruch gegen einen Dritten, 6. Schalk, Narr, 8. griechischer Buchstabe, 10. australischer Straußenvogel, 13. lat.: ich, 16. internationaler Notruf, 17. engl. Bier, 18. Geschäftsbereich, 20. Gewässer.

Magisches Doppelquadrat

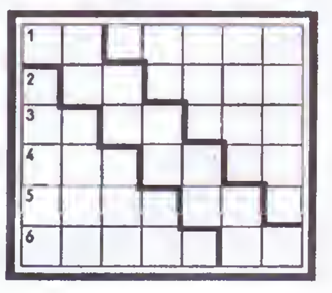


Aus den Buchstaben: a a a a a a bb e e e e e e i i i i k k l l l l l m m a r r r r s s s s s s s s t u u u u y y sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten:

1. Verfasser der Apostelgeschichte der Bibel, 2. türkischer Rechtsgelehrter, 3. berühmter ital. Geigenbauer, 4. Hauptstadt der engl. Grafschaft Wiltshire, 5. bulgarischer Königsname, 6. Sagengestalt, 7. Rheinarm in Holland.

Stufenrätsel

Aus den Buchstaben: a a a a a c c d d e e e e e e e g h h i i l l l m m n n n n n a r r s s t t t u u v w sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und waagerecht in die Felder der Figur einzutragen.



Die Buchstaben in den stark umrahmten Feldern ergeben — von links oben nach rechts unten gelesen — den Namen eines europäischen Staates. Bedeutung der Wörter:

1. Stadt in Spanien, 2. Republik in Indochina, 3. Zahlungsmittel, 4. Bündnis, 5. fahrender Schüler, 6. Ruf, Beurteilung.

SCHACH

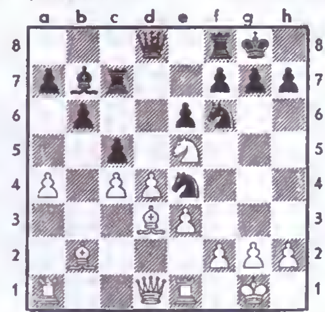
Geleitet von Georg Kieninger

Eine Meisterleistung

Partie Nr. 189

Nimzoindisch, gespielt im Kandidatenturnier zu Neuhausen (Schweiz), 6. Runde, September 1953.

Weiß: Taimanow Schwarz: Averbach



Stellung nach dem 16. Zuge von Weiß

1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. Sc3 Lb4 4. e3 0—0 5. Ld3 d5 6. Sf3 b6 (Ein anderer, oft beschrittener Weg besteht in 6. . . . c5.) 7. 0—0 Lb7 8. a3 L×c3 (Sehr in Frage kommt auch 8. . . . d×c4 9. L×c4 c×d4 um die weiße Bauernmitte nicht zu verstärken.) 9. b×c3 d×c4 10. L×c4 c5 11. Ld3 Sbd7 12. Te1 Se4 (Es ist verständlich, daß Schwarz den Vorstoß e3—e4 möglichst lange verhindern will. Besser war aber zu diesem Zwecke Le4. Der Springer kommt nach Vertreibung auf ungünstige Felder und fördert dadurch den kommenden weißen Angriff.) 13. Lb2 Tc8 14. c4 Sdf6 15. Se5 Tc7 16. a4 (Gediegenes und kräftiges Stellungsspiel mit dem Ziele, einen durchschlagenden Königsangriff zu erhalten. Zu diesem Zwecke soll aber die gesamte schwarze Stellung unter Druck gesetzt werden.) 16. . . . Sd6 17. a5 Sd7 18. a×b6 a×b6 19. Dh5 (Erst jetzt schreitet der Anziehende zu direkten Angriffshandlungen.) 19. . . . g6 (Diese Schwächung konnte Schwarz auf die Dauer doch nicht vermeiden. 19. . . . Sf6 20. Dh4 drohend 21. g4.) 20. Dh6 S×e5 (Dieser Tausch geschieht, um möglichst den gefährlichen Läufer b2 an der Mitwirkung am Angriff zu hindern. Aber nun ist das Feld f6 eine empfindliche Schwäche der schwarzen Stellung.) 21. d×e5 Se4 22. L×e4 L×e4 23. Ted1 Td7 24. Td6 (Eine beherrschende Position, die den Nachziehenden zwingt, durch Tausch wieder dem weißen Läufer die Diagonale zu öffnen.) 24. . . . Lb7 25. Tad1 T×d6 26. e×d6 f6 27. d7 Lc6 28. h4 L×d7 29. h5 g×h5 30. e4 e5 31. f4 e×f4 32. Td6 De8 33. L×f6 Tf7 34. Td5 Schwarz gibt auf.

Lösung von Problem Nr. 85: Schlüsselzug 1. Le4 (droht 2. Dd5++) 1. . . . K×e4 2. Df5++ 1. . . . L×e4 2. f4++ 1. . . . T×e4 2. Sc6++ und so weiter. Leicht und hübsch!



Silbenrätsel

Aus den Silben: bal — bel — bel — beul — cau — dar — de — de — der — dil — ein — el — ga — gall — gar — gra — gung — han — he — he — i — in — kind — la — le — lee — li — lip — la — ment — mult — nach — ne — nesch — ni — no — ar — phie — ra — re — re — re — rhi — ra — ra — ras — ruh — sa — se — stru — tha — ti — tu — un — we — wil — wisch — wa — ze sind die zwanzig Wärter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwart ergeben:

1. mittelalterliches Kriegsschiff, 2. Zustimmung, 3. russische Grafstadt, 4. Rechtschreibung, 5. karthagischer Feldherr (246—183 v. Chr.), 6. Singvagel, 7. südwestafrikanischer Bantustamm, 8. Kegelschnittlinie, 9. Werkzeug, 10. Aufruhr, Durcheinander, 11. deutscher Dramatiker (1864—1918), 12. weiblicher Varname, 13. Stadt in Sachsen, 14. Obst- und Getreidetrackner, 15. islamischer Bettelmänch, 16. Teil der Taschenuhr, 17. Dickhäuter, 18. spanischer Anführer, 19. badischer Valksdichter (1760—1826), 20. kleiner Meereskrebs.

1	______	11	______
2	______	12	______
3	______	13	______
4	______	14	______
5	______	15	______
6	______	16	______
7	______	17	______
8	______	18	______
9	______	19	______
10	______	20	______

Selbstvertrauen

Oder — Uwe — Lat — Sald — Alm — San — Vertrauen — Lauf — Sieg — Stich — Nichte — Vier — Laus — Sein — Habe — Kauf — Deich — Selbstvertrauen — Watan — Drei — Deich — Vier — Lias — Asen.

Bei den varstehenden Wärtern ist je ein beliebiger Buchstabe zu streichen. Die übrigbleibenden Wortteile ergeben — im Zusammenhang hintereinander gelesen — einen Spruch von Friedrich Rückerl.

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 41

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kolik, 5. Ester, 9. Arosa, 10. Rinne, 11. Irene, 13. Reis, 15. Lied, 17. Elm, 18. Ast, 20. Ale, 21. Kur, 22. Aas, 23. Ase, 25. Mal, 27. Ode, 30. Dirk, 32. Gnom, 33. Ostia, 36. Pause, 37. Runge, 38. Tinte, 39. Ellen. — Senkrecht: 1. Karre, 2. Orgel, 3. Isis, 4. Kar, 5. Ern, 6. Siel, 7. Enkel, 8. Reede, 12. Ems, 14. Imker, 16. Iason, 18. Arm, 19. Tal, 23. 'Adept, 24. Sinai, 26. Alt, 28. Dogge, 29. Emden, 31. Kost, 32. Gaul, 34. See, 35. Ire.

Raten und Rechnen:

114	+	147	=	261
—		+		—
51	—	36	=	15
63	+	183	=	246

Silbenrätsel: 1. Narwal, 2. Unwetter, 3. Riesengehirge, 4. Dodekanes, 5. Eremit, 6. Rarität, 7. Ingwer, 8. Stellmacher, 9. Taifun, 10. Wassermann, 11. Antigone, 12. Hindemith, 13. Rhododendron, 14. Hochzeit, 15. Alkmene, 16. Forelle, 17. Thalia, 18. Alfred, 19. Rotkehlchen, 20. Mahagoni, 21. Diamant, 22. Entente; die ersten und dritten Buchstahen, heide von oben nach unten gelesen, ergeben: „Nur der ist wahrhaft arm, der weder Geist noch Kraft hat."

Abstrichrätsel: Nach Streichen der richtigen Buchstahen hleibt folgender Spruch übrig: „Ein Ahglanz des Himmels ist das Lachen der Frauen."



Schriftbild nnd Schriftanalyse von

H. J., weihlich, 42 Jahre.

Die Schreiherin ist sensihel veranlagt und demgemäß sowohl Stimmungen sehr ausgesetzt wie auch empfindlich gegen ihre Mitwelt. Sie ist heiteren, aufgeschlossenen Temperaments und in gewisser Art beschwingt; sicher ästhetisch geneigt und empfindsam gegen alles Geformte, auch wohl etwas aul Äußerlichkeit hedacht und im persönlichen wie äußeren Sinne eitel. (Gerade in dem Maße, wie es einer Frau nett ansteht.) Andererseits ist ihr Charakter etwas pedantisch geworden. Es hat den Anschein, als oh sie nicht ganz befriedigt ist und sich daher zu sehr um Kleinigkeiten kümmert, ihre Aufmerksamkeit auf Nebendinge lenkt. Sie vergleicht sich und ihre Umgehung sehr, nimmt vielerlei mitmenschlichen Anteil, ohne doch zu rechter Harmonie zu gelangen! Es stellt sich ihr manches in den Weg, das eigentlich nicht so sehr der Rede wert ist. Schreiherin zeigt sich ängstlich hedacht, sie fürchtet, ihren guten Eindruck einzuhüßen oder von vornherein nicht genügend Eindruck zu hinterlassen! Wenn sie Kinder oder Untergehene hat, dann wird sie peinlichst hemüht sein, deren Verhalten zu kontrollieren.

— Hier ausschneiden! —

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

STERN-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarheiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter nnd Geschlecht erforderlich. Die Schriftprohen erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalh vier Wochen znrück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 53/42

[FORTSETZUNG VON SEITE 14]

Seine Stubenschlafgenossen Ferdinand Helm und Max Linder liegen auf ihren Betten, als Becker eintritt. Sie hatten Nachtschicht. Auch der Algerier, der vierte auf der Stube, hat sich auf seinem Bett ausgestreckt und in Decken gehüllt. Er friert, wie gewöhnlich.

„Wo kommst denn du jetzt her?" fragt Helm den Eintretenden.

„Ich war verreist", erwidert Becker mürrisch. „Ich hatte ja acht Tage Krankenurlaub." Er macht sich an seinen Decken zu schaffen, sie wimmeln von Flöhen. Die ganze Baracke wimmelt von Flöhen.

„Seit einem Jahr machst du deine geheimnisvollen Reisen übers Wochenende. Mal schwimmst du im Gelde, wenn du zurückkommst, mal hast du keinen Saus in der Tasche. Wenn das man gut geht."

„Laßt mich zufrieden", knurrt Becker. Nach wenigen Minuten ist er bereits eingeschlafen.



Ein Mörder hat gestanden, *die Indizienbeweise liegen auf dem Tisch. Der Landgendarm Cottin in Ars-sur-Moselle hat mit seinem Assistenten den Frauenmörder Jean Bernard Becker verhaften und gleich zu einem Geständnis bringen können. Die Handtasche der unglücklichen Alma wurde bei ihm gefunden*

Die beiden Gendarmen vermeiden es, über den weiten Fußballplatz zu gehen. Sie wissen, daß die herumlungernden Arbeiter beim Herannahen von Polizisten sofort Alarm schlagen. Und Becker würde sein Leben sicher teuer verkaufen.

Die Gendarmen schleichen sich von hinten an die Wellblechbaracke heran. Plötzlich stehen sie im Eingang mitten unter den Algeriern, und ebenso überraschend stehen sie auch schon in Beckers Schlafraum, in dem die vier Männer auf den eisernen Bettgestellen liegen.

„Stehen Sie auf, Becker. Ich habe mit Ihnen zu reden", sagt Gendarm Cattin.

Becker fährt erschrocken hoch.

„Hat meine Frau schon wieder mal auf meinen Namen Schulden gemacht?" fragt er betont gleichgültig. „Wieso wird eigentlich die Gendarmerie mit Forderungen von Metzgern und Krämern behelligt?"

Der Gendarm zuckt die Achseln und sagt harmlos:

„Die Gläubiger erheben den Vorwurf, daß sie betrogen worden sind, und zwar betrogen über Ihr Einkommen, Herr Becker, und über Ihre Zahlungsfähigkeit. Betrug ist 'ne Strafsache und geht die Gendarmerie an . . ."

„Eine Strafsache, die sich allenfalls gegen meine Frau, aber doch nicht gegen mich richtet", erwidert Becker. „Ich habe ja keine Schulden gemacht."

„Um so besser, wenn Sie unschuldig sind. Die Anzeige lautet auch gegen Sie. Kommen Sie mit, Becker. Die Akten liegen schon einige Zeit auf der Gendarmerie, und wir müssen den Vorgang jetzt endlich zurückschicken. Wir waren schon mal hier, aber Sie waren verreist."

„Ich hatte Krankheitsurlaub", verteidigt sich Becker und steht auf. Die beiden Gendarmen beobachten argwöhnisch jede seiner Bewegungen, bereit, sich sofort auf ihn zu stürzen.

Als er auf seinen Füßen steht, tasten sie ihn gründlich nach Schußwaffen ab.

„Nanu — 'ne Leibesvisitation . . . wegen der paar Schulden?" fragt Becker mißtrauisch.

Von seinem Bett aus sagt Ferdinand Helm lachend: „Der Becker ist ungefährlich, der tut keiner Fliege was zuleide. Der knackt ja noch nicht mal die Flöhe in seinen Schlafdecken."

Die beiden Gendarmen überhören diese Bemerkungen und sagen nur: „Becker, Sie brauchen nichts mitzunehmen. Sie sind in 'ner Stunde wieder zurück."

Zu dritt gehen sie friedlich über den weiten Kantinenvorplatz, durch die Straßen der kleinen Ortschaft Ars bis zur Gendarmerie.

So wurde Johann Bernard Becker kampflos und mühelos verhaftet, derselbe Becker, von dem wenige Tage später die Presse schreiben wird: „Das größte Ungeheuer seit Landru und Dr. Petiot, der Massenmörder Becker ist unschädlich gemacht" — derselbe, von dem seine eigene Tochter wenige Tage später sagt: „Mein Vater ist ein Monstrum."

Auf der Gendarmerie fordert Cattin seinen Gefangenen höflich auf, Platz zu nehmen. Er bietet ihm eine Zigarette an und dann sagt er:

„So Becker — wir können 's kurz machen: zunächst mal nehmen wir wie üblich Ihren Lebenslauf zu Protokoll, Stichworte genügen, dann erwähnen wir Ihre Vorstrafen, das ist ja nun mal vorgeschrieben, und dann müssen wir uns eingehender mit Ihren Einkommensverhältnissen befassen, auf die es in dieser neuen Strafsache ja entscheidend ankommen wird." Er blättert in einem Aktenstück.

„Sie wurden geboren . . .?".

„Am 22. Februar 1896 in Frankfurt am Main, als Sohn Paul Beckers und seiner Ehefrau Gertrud, geborene Haffner."

„Sie sind in Treves in die Schule gegangen. Wie waren Sie als Schüler?"

„Ist das bei so 'ner harmlosen Schuldensache wichtig zu wissen, wie ich als Schüler gewesen bin?"

„Ja — das ist nun mal im Formular vorgeschrieben . . ." Der Gendarm lacht.

„Gut in Deutsch, Französisch, Naturwissenschaften und Turnen. Genügend im Rechnen, Zeichnen, Violinunterricht, Klavierunterricht und Religion."

„Nun weiter?"

„In Treves habe ich dann zum erstenmal geheiratet. Meine Tochter heißt Lisbeth. Sie ist heute einunddreißig Jahre alt und mit einem Herrn Heck verheiratet."

„Aber bevor Sie heirateten, mußten Sie doch einen Beruf ergriffen haben?"

„Ja — ich war bei der französischen Eisenbahn. Später bin ich dann zum Bahn-





hofsvorstand von Colomars in den Mittelmeeralpen befördert worden."

„Weiter, weiter — Becker, wir können uns nicht salange mit der Vorrede aufhalten. Es ist ja schließlich nur eine Bagatelle, die man Ihnen heute vorwirft. Schulden haben sehr viele Leute, also weiter, weiter ..."

„Dann habe ich den Posten als Stationsvorsteher verloren."

„Stimmt — weil Sie einen ganzen Waggon Kartoffeln verschoben haben. — Na, diese Strafsache ist lange her. Und weiter, weiter ..."

„Ich habe mich dann wieder hochgerappelt und wurde Bankbeamter in Marseille, an der Banque Francoise de la Mediterranee."

„Stimmt — Bankbeamter waren Sie aber nur zwei Monate, dann kamen Ihre Vorstrafen heraus. Einmal drei Monate wegen versuchten Diebstahls einer Aktentasche und sonstige kleinere Strafsachen — zusammen sind es doch fünf Varstrafen, habe ich recht?"

„Leider ..."

„Und schließlich wurden Sie am 23. November 1949 von der Strafkammer der Stadt Grasse erneut wegen Diebstahlversuchs zu drei Monaten Gefängnis und außerdem zu fünf Jahren Aufenthaltsverbot verurteilt. Sie durften also nicht länger an der Riviera leben, und kamen deswegen hierher in die Metzer Gegend, während Ihre Frau und Ihre sechs Kinder unten an der Riviera geblieben sind. Wann hatten Sie doch zum zweitenmal geheiratet?"

„Schon im Jahre 1929 — im gleichen Jahre bin ich auch naturalisiert worden ..."

„Ihre zweite Frau hieß ...?"

„Natalie Guerussi, eine Italienerin."

„Von der sie sechs Kinder haben, heute im Alter von acht bis vierundzwanzig Jahren, weiter, weiter Becker."

„Nachdem ich im Jahre 1949 das Aufenthaltsverbot für die Riviera bekommen hatte, blieb meine Frau mit den Kindern in Joissous, in der Gemeinde Peymonade bei Nizza ..."

„Nizza — sehen Sie, damit geben Sie mir das Stichwort. Zunächst nochmal Ihre Einkommensverhältnisse, Herr Becker: Sie verdienen hier in Ars als stellvertretender Lagerverwalter 17 000 Franken (rund 170,— DM), wovon Ihnen viertausend Franken durch die Gläubiger Ihrer Frau weggepfändet werden. Für das Wohnen in der Wellblechbaracke zusammen mit Ihren 64 Schlafgenossen zahlen Sie 1500 Franken, und für Ihre Mittagsmahlzeiten zahlen Sie in der Werkskantine 95 Franken, höchstens 150 Franken — stimmts?"

„Ja — genau."

„Sie sehen, — die Polizei weiß Bescheid. Dann hat 's ja auch keinen Zweck, nachdem Ihre Frau bereits ein umfassendes Geständnis abgelegt hat, daß Sie etwa leugnen, die deutsche Krankenschwester Alma Lütge-Varney nach Nizza gelockt und vor wenigen Tagen im Fluß Siagne ertränkt zu haben."

„Ja!" sagt Becker. Aber er ist aschfahl geworden.

„Wie haben Sie die Tat begangen? Gestehen Sie, Becker, aber schnell. Ihre Frau ist bereits in Untersuchungshaft, nachdem sie alles zugegeben hat. Zehn Zeugen haben Sie mit Frau Alma Lütge-Varney zusammen gesehen — genau zehn Zeugen. Wir haben auch schon das Telegramm, das Sie an Ihre Frau kurz vor dem Mord geschickt haben. Darauf steht nur das eine Wort: ‚Geduld.' — Sie sehen, wir wissen bereits alles. Los — wie haben Sie den Mord begangen?"

„Alma wollte sich im Fluß Siagne waschen. Sie hatte Seife und Handtuch in der Hand. Da habe ich sie mit beiden Händen von hinten ins Wasser gestoßen und habe ihren Kopf so lange unter Wasser gehalten, bis sie sich nicht mehr gerührt hat ..."

„Weiter, weiter — Becker. Warum haben Sie das getan?"

Die Unterlippe des Häftlings zittert. Er stammelt:

„Ich wollte Alma los sein. Sie wurde mir lästig. Sie wollte ständig mit mir zusammen leben und wollte mich heiraten, und ich bin doch schon verheiratet."

„Da konnten Sie ihr doch einfach sagen: ‚Ich bin schon verheiratet!' — Dann wäre sie sicher wieder nach Hause gefahren!"

Becker schweigt.

„Und was haben Sie nach dem Mord getan?"

„Ich habe ihre Handtasche genommen."

„Mit dem Scheckbuch ..."

„Ja, mit dem Scheckbuch. Und dann bin ich zu meiner Frau gegangen ..."

„Und der haben Sie den Auftrag gegeben, aus dem Gepäck der Krankenschwester alle Papiere zu verbrennen."

„Ja —."

„Und dann sind Sie hierher nach Ars zurückgefahren, und haben vorher das bei der Varney erbeutete Geld Ihrer Frau gegeben."

Wer kennt di

Noch gehört die „Mordsache Becker" für die internationale Polizei zu den unerledigten Fällen. Nachdem man ihn des Mordes an Alma Lütge-Varney überführt hatte, schwieg Jean Becker auf alle weiteren Fragen. Aber man fand in seiner Unterkunft allein 131 Briefe von deutschen Frauen, deren Adressen teilweise unleserlich waren — nur die Poststempel Mannheim, Köln, Laufen am Neckar, Trier, Castrop-Rauxel, Bad Reichenhall und Ehrang waren auf den wenigen erhaltenen Umschlägen festzustellen. Außerdem wurden verschiedene Koffer, Handtaschen und Puderdosen gefunden, deren Herkunft bis zur





„Ja —."

„Na, dann wollen wir dieses Geständnis mal zu Protokoll nehmen", sagt der Gendarm Cottin.

In diesem Augenblick geht die Tür auf und ein anderer Gendarm tritt herein. Er sagt: „Die Haussuchung in der Wellblechbaracke hat eine Korrespondenz mit weit mehr als hundert Frauen zutage gefördert. Wir haben genau 131 Briefe und 21 Fotos gefunden, ausnahmslos von deutschen Frauen und Mädchen."

Der Gendarm Cottin beugt sich weit über den Tisch und sagt:

„Becker, wir haben festgestellt, daß Sie von Ihren geheimnisvollen Reisen schon mehrfach mit großen Geldmitteln zurückkamen, die Sie bekanntlich in der Schraubenfabrik nicht verdienen. Sie haben ein Doppelleben geführt. Haben Sie noch mehr Frauen umgebracht — außer der Krankenschwester Alma Lütge-Varney?"

„Nein, nein, nein!" stammelt Becker und schlägt seine Hände vors Gesicht. „Ich sage nichts mehr ..."

Die Gendarmerie in Ars-sur-Moselle hatte aber auch schon genug erreicht. Gendarm Cottin gab dem Häftling Johann Bernard Becker nach der Vorschrift nach den Wort-

ese Frauen?

Stunde noch nicht geklärt ist. Es muß angenommen werden, daß die Besitzerinnen der Koffer und Taschen, von denen wir einige im nächsten Heft abbilden werden, zu den Opfern Beckers gehören. Hier zeigen wir zunächst vier Frauenbilder, die bei der Korrespondenz des Mörders gefunden wurden. Wer kennt diese Frauen? Haben sie mit Becker nur korrespondiert? Haben sie ihn getroffen? Sind sie seitdem verschwunden? Wer irgendwelche Angaben machen kann, wird gebeten, unverzüglich unter dem Kennwort „Treffpunkt Saarbrücken" an die Redaktion des STERN Hamburg, Curienstr., zu schreiben





laut des telegraphischen Haftbefehls bekannt:

„Verhaftet Jean Bernard Becker, der dringend tatverdächtig ist, ein Verbrechen bei Tanneron begangen zu haben."

Nur e i n Verbrechen?

Inzwischen hat sich längst der dringende Tatverdacht ergeben, daß Jean Bernard Becker nicht nur eine Frau auf dem Gewissen hat.

Zauberwort: Nizza

„Sie war einfach nicht aufzuhalten", erklären heute alle, die Schwester Alma gekannt haben, und die dabei waren, als sie ihre Koffer packte. Sie sagen, mit der Schwester sei in diesem Punkt überhaupt nicht zu reden gewesen, denn sie sei wie verhext gewesen.

Von was verhext?

Offensichtlich waren es nur einige Briefe, ein halbes Dutzend, wenn es hoch kommt, und auch die verteilten sich auf ein halbes Jahr. Diese Briefe steckten in primitiven grauen Umschlägen und trugen französische Poststempel, mal von Metz und mal von Saarbrücken. Äußerlich war also nichts an den Briefen, die an Schwester Alma Lütge-Varney gerichtet waren. Aber sie enthielten alle das Zauberwort Nizza.

Und das hat schon genügt? Schön und gut, wenn Schwester Alma ein Backfisch gewesen wäre oder eine Frau, deren Sinn nach Abenteuern steht, aber ist eine alternde Frau so leicht um den Verstand zu bringen?

*

Schwester Alma ist eine alternde Frau, als sie den ersten Brief in dem grauen Umschlag mit französischem Poststempel erhält. Sie ist am 25. November 1895 geboren, und der Brief kommt im April 1953. Noch nie hat sie so einen Brief erhalten, noch nie ist sie von einem Mann so angesprochen worden, wenngleich sie, wie ihr jetzt erst bewußt wird, ein ganzes Leben darauf gewartet hat. Daß er sich nach einem Menschen sehne, dem er sich ganz anvertrauen könne — schreibt Jean Bernard Becker in diesem Brief . . ., daß er eine Frau neben sich haben möchte, die ihm das Gefühl der Einsamkeit nimmt, die sich an seiner Seite mit einem stillen, beschaulichen, wenngleich gesicherten Leben begnügt. Er habe, so schreibt Jean Bernard Becker weiter, bei Nizza einen hübschen Landsitz, und da wolle er sich jetzt zur Ruhe setzen, aber nicht allein . . .

Genau das denkt Schwester Alma, genau das ist es . . . Schwester Alma fühlt, daß ihr das Leben auch einmal die Hand reichen will, und sie ist fest entschlossen, diesmal fest zuzugreifen. Um aber ganz sicher zu gehen, vergleicht sie sein Horoskop mit dem ihren. Er ist am 22. Februar 1896 geboren, demnach ein Fisch. Sie ist Schütze. Sie schlägt nach und kann beglückt feststellen: „Schütze-Frau will zu Fisch-Mann."

Sie will zu Jean Bernard Becker, schon nach diesem ersten Brief.

Schwester Alma ist viel allein, eigentlich nur allein, und sie hat viel Zeit, den Wegen nachzusinnen, die manchmal sonderbar verschlungen zwei Menschen zusammenführen. Was hat sie, Schwester Alma Lütge-Varney, mit diesem Mann Jean Bernard Becker gemein? Nichts! Was wissen sie voneinander? Nichts! Und doch gehören sie zusammen, Schwester Alma fühlt es, daß sie zu diesem Mann gehört, wenn auch fast ein Menschenalter vergehen mußte, bis ihre Wege sich endlich überschneiden, scheinbar bedingt durch einen Zufall.

Man könnte es wirklich Zufall nennen, daß ihr ausgerechnet die Aprilausgabe der „Ehe-Post" in die Hände geraten ist und daß ihr Blick auf diese Anzeige fiel, unter 218 Anzeigen ausgerechnet auf diese:

„18764 (Thiaucourt) bin franz. Staatsbürger, 57 J. alt, 1,68 groß, blond, gutaussehend, von Beruf techn. Kaufmann, lebe in wohlgeordneten Verhältnissen, habe schönes eigenes Heim sowie ein Besitztum in Nizza. Mein Sehnen gilt einer warmherzigen, reifen Dame, auch Witwe angenehm, bis 62 Jahre, die ich in schöner Harmonie verwöhnen möchte."

Schwester Alma hält nichts von Zufällen. Sie kann sich zwar nicht erklären, was sie bewogen hat, auf diese Anzeige zu schreiben, aber nach dem Antwortbrief Jean Bernard Beckers weiß sie, daß alles so kommen mußte, und daß es so richtig ist. Schütze-Frau will zu Fisch-Mann . . .

Sofort geht Alma daran, systematisch alle Brücken zu ihrer Vergangenheit abzubauen. Jahrzehntelang war sie als Krankenschwester nur für andere da, jetzt soll endlich ihr innigster Wunsch in Erfüllung gehen, daß jemand für sie da ist. Jetzt schon, bei den ersten vorbereitenden Schritten, erkennt sie dankbar, was es bedeutet, von einem Mann beraten und unterstützt zu werden.

„Verkauf dein Haus", schreibt Jean. „Was sollen wir damit in Frankreich? Ich hoffe, du wirst mit dem Ersatz, den ich dir dafür an der Riviera biete, zufrieden sein . . ."

Ja, natürlich muß sie das Haus verkaufen. Mit diesem Erbstück in Eitorf an der Sieg, Spinnerweg 6, war doch nur viel Ärger verbunden. Das Zweifamilienhäuschen gehört Alma und ihrer Schwester Elfriede. Es gab viel Zank und Streit deswegen. Das Haus muß also abgestoßen werden, und Alma treibt die Verhandlungen mit verschiedenen Interessenten energisch voran. Mit einem Lackfabrikanten wird sie beinahe handelseinig, aber da erkennt sie eines Abends beim Kartenspiel, daß dieser Verkauf nichts Gutes verspricht. Eine schwarze Dame liegt ungünstig, und die Frau des Lackfabrikanten, mit der Alma hauptsächlich verhandelt, hat schwarze Haare. Kurz entschlossen bietet Alma das Haus ihrem blonden Milchhändler Peter Trost an, der an dem Kauf auch sehr interessiert ist.

Beim Notar wird der Kaufpreis auf 20 000 DM festgesetzt, davon gehören 10 000 Alma und die andere Hälfte ihrer Schwester Elfriede.

Am 1. Mai packt Alma ihre Koffer und übersiedelt nach Denklingen bei Waldbröl. Hier wohnt sie ganz in der Nähe einer

Lungenheilstätte, in der sie var dreißig Jahren als Pflegerin gearbeitet hat.

Aber was zählen in diesen Wachen Erinnerungen! Schwester Alma möchte sie am liebsten abstreifen wie ein verschlissenes Kleid. Und mit einer unheimlichen Zähigkeit unterdrückt sie auch die kärperlichen Gebrechen, die sie sich beim Einsatz in einem Frantlazarett zugezagen hat. Das rechte Bein macht ihr graße Schwierigkeiten, und sie kann sich nicht entschließen, Jean einzugestehen, daß sie hinkt. Sie hat ihm nur geschrieben, daß sie auf dem linken Auge nahezu erblindet ist.

Schwester Alma läßt sich massieren und bestrahlen, sie macht täglich Gehübungen, bis sie var Schmerzen fast zusammenbricht. Var zwälf Jahren mußte sie wegen dieser Erkrankungen ihren Beruf aufgeben. Allein der Gedanke, daß sie jetzt womäglich wegen ihres gelähmten Beins auf ihr Glück verzichten muß, treibt sie für Stunden an den Rand der Verzweitlung.

Um sa mehr ist sie um ihr Aussehen bemüht. Sie läßt sich neue Kleider machen, die ein bißchen zu auffällig sind und nicht mehr ganz zur Schwester Alma, sa wie die Leute sie in Erinnerung haben, passen, sie geht fast wächentlich zum Friseur, sie kauft sich eine Hähensanne.

Das alles kann nicht unbemerkt bleiben. Die Leute reden, und schließlich kann Schwester Alma ihr Glück auch nicht länger für sich behalten. Jeder Brief, der in dem grauen, billigen Umschlag ankammt, gibt ihr mehr Mut.

Sie sagt der Hauswirtin, bei der sie sich eingemietet hat: „Ich glaube, ich werde Deutschland bald verlassen ..."

„Nanu?"

„Ja, ich sall, wenn alles gut geht, an die Riviera ... als Ehetrau, ich heirate ... demnächst."

Damit ist ihr Geheimnis heraus und es spricht sich in dem kleinen Kreis schnell herum. Aber wie kleinlich und mißgünstig dach die Leute sind.

Sie sagen: „Mein Gott, ist das nicht riskant? Sie kennen dach den Mann gar nicht!"

Sie sagen: „Mit sa einem Ausländer sallte man varsichtig sein ... Wer weiß, was dahinter steckt ..."

Sie sagen: „Schwester Alma, warum setzen Sie gleich alles auf eine Karte? Schauen Sie sich den Herrn Becker erst mal an ..."

Und eine Freundin geht gleich aufs Ganze: „Wie sieht er überhaupt aus?" will sie wissen. „Zeig mir doch mal sein Bild ..."

Ja, wie sieht er denn überhaupt aus! Das weiß nur Alma, abgleich sie nach nie ein Bild van Herrn Jean Bernard Becker gesehen hat. Jean hat ihr bisher nach kein Bild geschickt, und sie hat sich geschämt, danach zu fragen. Sie fürchtet, ihn damit zu kränken, weil er es als Mangel an Vertrauen auslegen kännte, ader als unpassende Neugier, denn in diesem Alter dart man dach nicht mehr nach dem Aussehen fragen. Aber abgesehen davan: Schwester Alma glaubt genau zu wissen, wie er aussieht. In ihrer Varstellung hat er bereits sa teste Farmen angenammen, daß sie überzeugt ist, ihn auf der Straße unter Tausenden erkennen zu kännen. Sie merkt gar nicht, daß diese Varstellung sich allmählich verschiebt, daß der Jean in ihren Augen wächst und allmählich alle Eigenschaften annimmt, die sie bisher bei anderen bewundert hat. Es fehlt nicht mehr viel, und Jean wird ein Chefarzt, ein Chirurg, ein gattbegnadeter Diagnastiker, der des Menschen Leid mit einem Blick erkennt.



Mit herzlicher Widmung *versehen wurde dieses Bild bei dem Mörder gefunden. Die Krankenschwester Alma Lütge-Varney war vertrauensselig genug, um den brieflichen Lockungen und Versprechungen Jean Bernard Beckers blindlings zu glauben. Sie riß alle Brücken hinter sich ab und fuhr als glückliche Braut — dem Tod in die Arme*

Anfang August beginnt Schwester Alma tatsächlich sa van ihrem Jean zu reden, als ab sie ihn gesehen und gesprachen hätte. Sie sagt: „Ich war zwei Tage in Saarbrücken, da haben wir uns getraffen ..."

Sie haben sich nicht getraffen, Schwester Alma war gar nicht in Saarbrücken, obgleich sie sich am 28. Juli tatsächlich mit Jean dart treffen sallte. Aber sie hat zu diesem Zeitpunkt nach nicht ihr ganzes Geld beisammen. Sie schickt Jean ein Telegramm: „Kann nicht kammen."

Nach am gleichen Tag ertährt sie vam Streik in Frankreich, der jede Nachrichtenübermittlung stillegt. Alma ist der Verzweiflung nahe, sie weiß, daß Jean jetzt vergeblich wartend an der Sperre des Bahnhafs in Saarbrücken stehen wird. Bestimmt wird er nie mehr etwas van sich hären lassen. Jean ist bestimmt kein Mann, den man warten lassen kann ... Mein Gatt, einen Mann, der in Nizza einen Besitz hat, kann man dach nicht aufsitzen lassen ...

Tagelang rührt sich Alma nicht aus ihrem Zimmer. Aber dann wagt sie sich wieder unter die Menschen und erzählt: „... ich war in Saarbrücken, ich habe ihn getraffen!" Sie will mit dieser harmlasen Lüge ihre eigene Angst und Unsicherheit übertänen, sie mächte das Mißtrauen der Leute zerstreuen, sie mächte, daß man sich mit ihr freut, und sie mächte auch ein wenig beneidet werden.

Qualvolle Wochen vergehen. Immer noch keine Nachricht von Jean. In Frankreich wird weiter gestreikt, und Alma hat ein Gefühl, als stünde Jean an einer Front im Feuerhagel.

Trotzdem ist Alma weiterhin eifrig damit beschäftigt, alles, was sie besitzt und was sie nicht mitnehmen kann, zu verkaufen. Wenn sie auf einen Bekannten stößt, fragt sie ihn: „Wollen Sie nicht meinen elektrischen Herd haben? Sie wissen, ich brauche ihn nicht mehr ..." Anderen bietet sie ihre Teppiche an, ihre Kücheneinrichtung. Ein Stück nach dem anderen geht weg. Sie macht alles zu Geld, die Möbel, den Hausrat ... alles. Schließlich stehen in ihrer Wohnung nur noch ein Bett, ein kleiner Tisch, ein Stuhl, eine Standuhr. Alles andere ist weg. Im „Kölner Stadtanzeiger" bietet sie ihre Wohnung, die sie erst im Mai gemietet hat, zum Verkauf an.

Am 25. August kommt endlich wieder so ein grauer Brief, und jetzt ist alles wieder gut. „Meine liebe Alma", schreibt Jean. „Am 28. Juli war ich in Saarbrücken und habe vergebens gewartet. Am selben 28. Juli, abends, erhielt ich dann Dein Telegramm ... Schade, Zeitverlust ... Am Samstag, 12. September, erwarte ich Dich in Saarbrücken mit Liebe und Sehnsucht ... Dann fahren wir nach Nizza ..."

Noch einmal gibt ihr Jean genaue Anweisungen: alle überflüssigen Briefe und Dokumente verbrennen, das Papiergeld sorgfältig im Futter eines Kleides einnähen, die Angestelltenrente, die sie seit drei Jahren bezieht, wenn möglich nicht im Stich lassen, das große Gepäck an das Zollamt Saarbrücken schicken. Und schließlich der Treffpunkt: 12. September, 14.30 Uhr, Hauptbahnhof Saarbrücken an der Sperre.

Schwester Alma befolgt jedes Wort. Sie ist nicht mehr allein, ein anderer denkt und sorgt für sie. Schwester Alma hebt ihr Bankguthaben ab, das ihre Bekannten auf etwa 20 000 DM einschätzen, sie näht das Papiergeld sorgfältig in das Futter ein, sie kauft zwei Überseekoffer, in die sie Bettwäsche, Winterkleider, Silber und Kristall verstaut, sie verbrennt Briefe und Dokumente. Die Vergangenheit der Krankenschwester Alma Lütge-Varney soll ausgelöscht werden, ein ganz neues Leben kann beginnen. Schütze-Frau fährt zu Fisch-Mann.

Am Abend des 11. September packt sie ihr Reisegepäck. Alles liegt bereit: zwei kleine Koffer, ein Hutkarton aus schwarzem Kunstlackleder und eine Handtasche.

Um 4.45 Uhr geht der Personenzug von Denklingen nach Köln. Schwester Alma kann in der letzten Nacht vor Aufregung kein Auge zumachen. Sie wird von Ängsten gepeinigt, daß sie verschläft, daß sie den Zug verpaßt, daß irgend etwas dazwischen kommt, daß sie Jean in Saarbrücken an der Sperre verfehlt ... Denn jetzt weiß sie plötzlich gar nicht mehr, wie er aussieht.

Dabei geht alles so einfach, so reibungslos. In Köln erreicht sie planmäßig den D-Zug nach Saarbrücken, an der Grenze kümmert sich kein Zöllner um die eingenähten Geldscheine, der Zug fliegt durch die herbstliche Landschaft und in Saarbrücken an der Sperre sagt plötzlich ein Mann dicht neben ihr:

„Ich bin Jean Becker."

Sekundenlang sieht Alma ein wenig fassungslos in fremde, graue Augen. Dann stammelt sie: „Ja ... ich bin Alma, Schwester Alma ..."

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

DER STERN erscheint wöchentlich im VERLAG HENRI NANNEN GMBH., Hamburg 1, Curienstr. 1, Tel. 32 28 91, Fernschreiber: Hamburg 021 1183. Chefredakteur: Henri Nannen. Stellv. Chefredakteur: Karl Beckmeier. Bildredakteur: Helmut Wahl. Redaktion: Lore Bollermann, Dr Horst Claus, Günther Dahl, Jürgen v. Kornatzki, Hans Neumeyer, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Wolf Uecker. Chefreporter: Hans Jürgen Wiehe. Berliner Redaktion: Armin Schönberg, Berlin W 35, Schönberger Ufer 59, Tel. 24 65 51. Süddeutsche Redaktion: Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostr. 5, Tel. 5 53 53, Fernschreiber: München 063 447. Westdeutsche Redaktion: Friedrich Böltz, Düsseldorf, Scharnhorststr. 6, Tel. 4 84 67. Frankfurter Redaktion: Bruno Waske, Frankfurt a/M., Auf der Körnerwiese 5, Tel. 5 40 24. Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH., Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 12 vom 15. 2. 53. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hbg. 1, od. Postscheck Hbg. 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, Monatsabonnement 1,91 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der STERN darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstr. 1. Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein, Klaus-Groth-Str.





VOLLTREFFER IN DEN HARZ

ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS NR. 6

Diesmal mußte das Preisgericht erweitert werden, so viele Leser hatten sich an der Lösung der Kessi-Preisfrage Nr. 6 beteiligt. Aus einer Reihe von Schlagern, in denen jeweils ein Wort im Text falsch war, hatte Kessi einen weiteren Schlager herauszusuchen. Dies ist der gesuchte Schlageranfang, den wohl alle kennen: „Mein Herz geht auf die Reise." Erneut mußte das Los unter den Einsendern richtiger Lösungen entscheiden.

DIE GLÜCKLICHEN GEWINNER SIND:

1. Preis 300 DM: Gisela Steppuhn, Nienstedt 41, Kreis Osterode/Harz,
2. Preis 100 DM: Gudrun Domke, Hamburg-Altona, Stuhlmannstraße 4,
3. Preis 50 DM: Inge Neuhaus, Bremen, Hemmstraße 293.

30 Preise zu je 10,— DM: Hans Bienert, Erlangen, Helslerstr. 40 V.; Gerald Buckesfeld, Hannover, Kallenrodtstraße 17; Erika Schwemmer, Kempten/Allgäu, Immenstädter Str. 83; Charlotte Hausmann, Berlin-Schmargendorf, Warnemünder Str. 8, „Hotel Forsthaus"; Gitta Schweizer, Basel/Schweiz, Neuweiler Straße Nr. 96; Rita Schuh, Westercelle/Celle, Hann. Heerstr. 61; Hermann Rüger, Köln-Klettenberg, Neuenhöfer Allee 6; Cilli Birkenheier, Köln-Sülz, Kyllburger Str. 14, b. Fam. Grünstrass; Knut Boch, Lahr/Baden, Lotzbeckstr. 16; Hanna Sadowski, Bad Godesberg, Kronprinzenstr. 41; Carl Wagner, Frankfurt a/M., Humser Str. 7; Gina Ranzelmann, Oberndorf/Neckar, Teckstraße 36; Heidi Goffart, Aachen, Ottostraße 33; Ingrid Libarius, Hamburg 34, Möwenweg 91; J. Müller, Berlin-Charlottenburg, Mindener Str. 9 Gth. 4/9; Brigitte Schneider, Stein-Neukirch, Post Rennerod/Oberwesterwald; Werner Lay, Höhr-Grenzhausen, Auf der Heide 16 a; Gitta Gehard, Höhr-Grenzhausen, Mittelstraße 4; Franz Wieland, Lehrer, Weisenbach/Murgtal, Bergweg 244; Maria von Brentano, Istanbul/Türkei, Deutsches Generalkonsulat, P. O. Box 2355; Sophie Fuchs, Frankfurt/Main, Rockenheimer Landstr. 114, b. Schmittmann; Zellner, Frankfurt/Main, Rückertstr. 36; Margot Fuchs, Löhndorf b. Sinzig, Kirchstraße 18; Willi Wegener, Berlin NW 21, Sutlitzstr. 16, I. vorn; Elfriede Schurind, Heidelberg/Neckar, Obere Neckarstr. 17; Gertrud Schmidt, Rheine i. Westf., Overbergstraße 8; Günther Ruth, Dortmund-Brackel, An der Eiche 17; Gertrud Zimmer, Hamburg 39, Nord-Barmbek, Parzelle 73, Jahnring; Dora Frank, Hamburg, Gellertstraße 12; Jutta Pfeil, Gut Seligenstadt bei Würzburg.







GEWINNE MIT *Kessi*



BEDINGUNGEN:

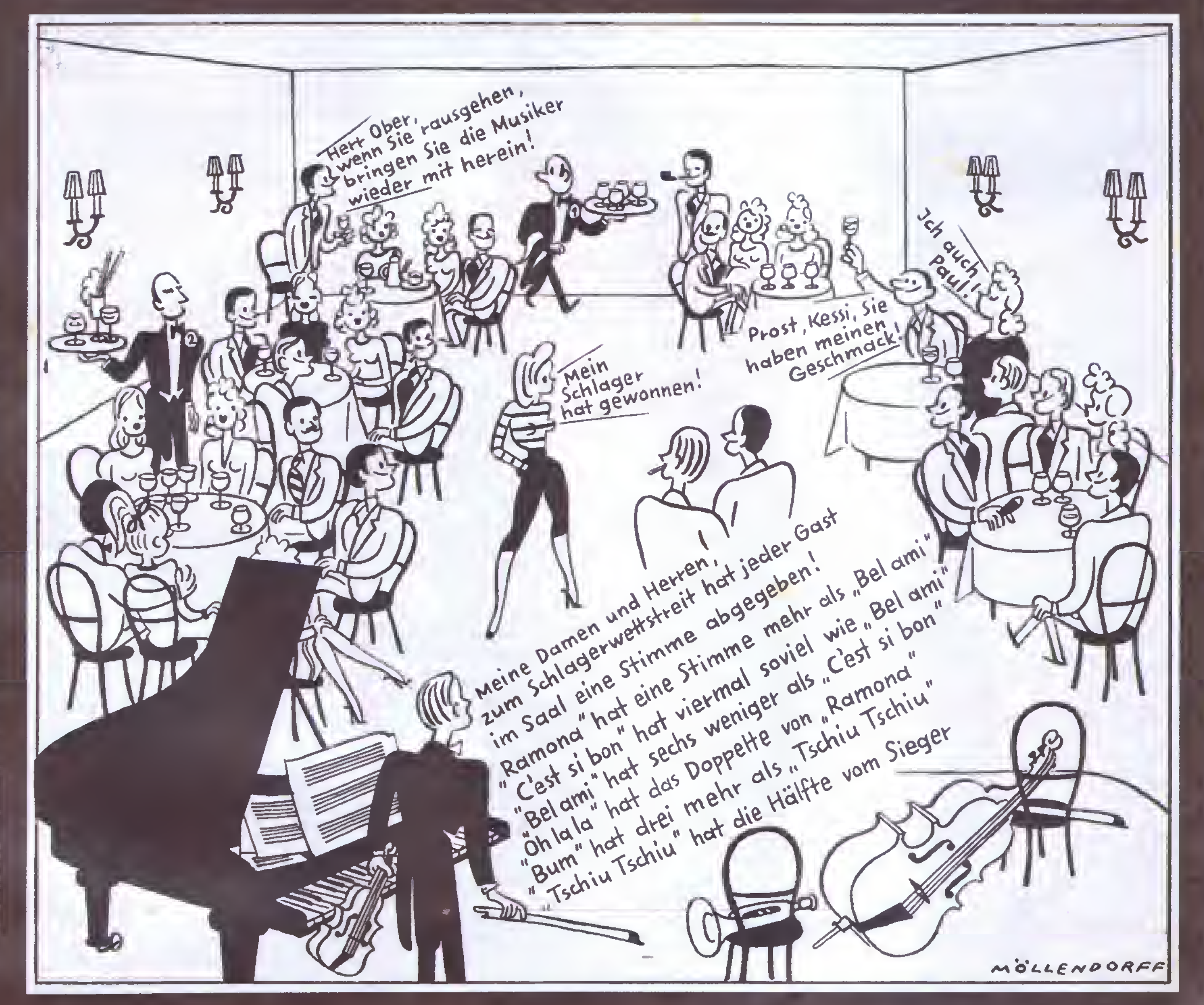
1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag u. Redaktion des STERN.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an den STERN, Hamburg 1, Curienstr. 1. Fügen Sie den Vermerk „Kessi-Preisausschreiben Nr. 9" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 9. Preisausschreiben ist der 21. Oktober 1953. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost. Gehen weniger zutreffende Lösungen ein, als Preise vorgesehen sind, so werden die nicht vergebenen Preise in der darauffolgenden Woche mit verteilt.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des STERN bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

DER 1. PREIS:

300,— DM

Außerdem setzen Verlag und Redaktion des STERN für die Gewinner des 9. Kessi-Preisausschreibens nach folgende Barpreise aus:

2. Preis	DM 100,—
3. Preis	DM 50,—
und 30 Preise	je DM 10,—



Kessi-Preisfrage Nr. 9: Für welchen Schlager hat Kessi gestimmt? Hier heißt die Parole: Rechenkünstler an die Front!



Der Tod ging den Dienstweg

(FORTSETZUNG VON SEITE 2)

Aber diese Menschen hier sind eine Mauer. Ihre Blicke versperren den Weg.

Das Kind in der hellblauen Decke stöhnt. Und da ist die Frau auf einmal an der Tür — was tut es, daß die Leute hinter ihr drohen und böse Worte reden.

Es ist 15.50 Uhr.

Der Arzt, ein sehr junger Mann, der den Dr. Buchmayer nur vertritt, hört aufmerksam zu, was die Frau in ihrer Aufregung erzählt. Sie ist ihm nicht fremd. Er selbst ist es, der der vier Jahre alten Eva Schmidt, die jetzt in die hellblaue Decke gewickelt vor ihm liegt, kürzlich das Präparat Neo-Antergan zur Behandlung eines Ekzems am Arm verordnet hat. Er erinnert sich noch genau, wie er der Mutter einschärfte: „Zwei Dragees pro Tag, auf keinen Fall mehr!"

Nun hörte er, daß Klein-Eva 14 „grüne Zuckerle" auf einmal geschluckt hat. In einem unbewachten Augenblick, Frau Schmidt war gerade mit dem Spüleimer in der Küche, griff Eva das Glasröllchen vom Tisch und erzählte der Mutter strahlend vor Freude und Stolz, daß sie nun ganz schnell gesund sein werde, denn sie habe ja die ganze Medizin auf einmal genommen.

Frau Schmidt erschrak, wie sie jetzt dem Arzt erzählt, aber sie verlor nicht die Beherrschung. Ihr Blick fiel auf die Uhr über der Kommode: 15.36 Uhr. Sie wußte, daß die Medizin, wenn man sie in dieser Menge schluckt, gefährlich ist. Sie wußte nicht, wie gefährlich sie ist, denn Neo-Antergan, ein Antihistamin, greift in den Kreislauf ein.

Der Arzt vor ihr ist ein junger Kliniker. Er kennt sich aus in seinem Fach. „Magenspülung" ist sein erster Gedanke. Aber das wagt er nicht ohne Assistenz.

„Wissen Sie was, Sie gehen am besten mit der Evi ins Spital", rät er, „da helfen sie ihr gleich und alles ist in ein paar Stunden in schönster Ordnung". Noch einmal blickt er auf das zappelnde Wesen unter der Decke. Seltsam flatternde Augen hat es, und der Atem fährt ihm in heftigen Stößen aus der Brust. Die Augen unter der schweißnassen Stirne sind unnatürlich weit aufgerissen.

Es ist 16.05 Uhr.

Der Doktor füllt ein Formular aus, eine Einweisung für das Krankenhaus. Er wirft einen raschen Blick hinüber zu Frau Schmidt, die vorhin bei dem Wort „Spital" zusammengezuckt ist. Spital, wird sie nun denken, ist etwas Ernstes, Drohendes... Mit fahrigen Händen streichelt sie über Evas Kopf hin und drückt ihr Gesicht gegen die heißen Bäckchen.

Wenn ich jetzt „Lebensgefahr" schreibe, folgert der Arzt, und wenn die Frau diesen Zettel unterwegs liest, dann verliert sie die Nerven. So schreibt er „Kreislaufstützung erforderlich". Das versteht jeder Mediziner und wird sofort erkennen, daß höchste Eile geboten ist. Frau Schmidt rafft die blaue Decke zusammen und stürzt aus der Tür.

Es ist 16.20 Uhr.

Um ein paar Ecken herum ist die Große Mohrengasse und das Spital der Barmherzigen Brüder. Vor der Pförtnerloge zerrt Frau Schmidt den Zettel aus der Manteltasche. Sie hat unterwegs nicht gelesen, was da drauf steht. Ich verstehe es ja doch nicht, denkt sie, es wird so ein medizinisches Kauderwelsch sein. Durch das kleine Fenster hält sie dem Portier das Papier hin. Nun ist alles gut! Gleich werden sie der Evi helfen. Gleich.

Die Uhrzeiger in der Pförtnerloge stehen auf 16.30 Uhr.

Der Portier im Spital der Barmherzigen Brüder ist ein Mann mit Verantwortung, die nach Jahrzehnten mißt. Er telefoniert nicht nach dem Personal, das den Operationssaal fertig machen soll, er ruft nicht nach Krankenträgern, die Eva auf weißen Flügeln zu den Ärzten bringen. Umständlich erhebt er sich von seinem Sessel, tritt heraus und fragt nach dem Zweck des Besuches. Der Portier muß so fragen. Warum sollte er diese unbekannte Frau einlassen? Heute ist kein Aufnahmetag im Spital der Barmherzigen Brüder. Von Lebensgefahr steht auf dieser Einweisung des Arztes nichts geschrieben. Und Lebensgefahr wäre heute der einzige Schlüssel zum Schoß der Barmherzigen Brüder.

„Ich habe meine Vorschriften", sagt der Portier, der nicht Medizin studiert hat und nicht wissen kann, daß die beiden Worte „Kreislaufstützung erforderlich" gleichbedeutend sind mit Lebensgefahr.

„Erstens ist heute keine Aufnahme, zweitens nehmen wir Kinder unter sieben Jahren überhaupt nicht bei uns auf und drittens, liebe Frau, haben wir kein Bett frei. Aber gehen Sie zur Polizei, die sorgt schon dafür, daß das Kind ins richtige Spital kommt..."

So freundlich ist der Portier, denn er ist kein Unmensch. Er hat nur seine Vorschriften. Zum Gruß legt er die Hand an die Mütze. Fünfzig Meter hinter ihm ist die Ambulanz, wo Ärzte und Schwestern Tag und Nacht Bereitschaftsdienst haben.

Um 16.40 Uhr steht Frau Schmidt wieder auf der Großen Mohrengasse. Schwer liegt das röchelnde Kind in ihren Armen. Sie spürt, es wird sterben, wenn nun nicht endlich Hilfe kommt. Sie läuft — aber wohin? Sie weint, doch keiner sieht ihre Tränen. Sie ruft — und einer hört sie, ein Polizeimann. Er führt sie zur nächsten Wache, und hier begreifen die Beamten sofort, daß ein Menschenleben auf dem Spiele steht. Der Tod ist schon neben der kleinen Eva. Keiner sieht ihn. Doch er hat einen Verbündeten, die Zeit. Es ist 16.53 Uhr.

Um 16.57 Uhr ist der Krankenwagen da. Mit singender Sirene jagt er durch Wien, und wo er auftaucht, schlagen die Polizisten für ihn eine Bresche in den Straßenverkehr. Um 17.02 Uhr hält der Wagen vor dem Mautner-Markhofschen-Kinderhospital. Sekunden später liegt die blaue Decke auf den Fliesen neben dem Untersuchungstisch. Die diensthabende Ärztin gibt rasche, umsichtige Befehle, Instrumente werden gereicht, Spritzen vorbereitet...

Um 17.28 Uhr ist Evi tot.

Müde und mit einer fast hilflosen Gebärde streift die Ärztin die Gummihandschuhe ab und geht langsam hinaus auf den Gang. Auf der Kante einer Bank sitzt Frau Schmidt. Sie steht auf, aber als sie die Frau im weißen Mantel auf sich zukommen sieht, sinkt sie zu Boden.

Schuld? Es ist sinnlos, danach zu fragen. Ein Kind ist gestorben. Der Tod ging den Dienstweg. Er ging den gleichen Weg, den ein Mann glaubte, nicht verlassen zu dürfen. Schuldig sein, ohne Schuld zu haben — vielleicht ist das der schlimmste Fluch in unserem Leben.





Tummelplatz für 156 Architekten war drei Jahre lang das Lavafeld des längst erloschenen Vulkans Xitla in der Nähe der Hauptstadt Mexiko. Hier ist die größte und modernste Hochschulstadt der Welt entstanden. Dies ist der Sektor für die Ingenieurausbildung. Fanatiker des Lichtes, der Großzügigkeit und Ordnung bauten ihn. Insgesamt sind von der mexikanischen Regierung in den letzten drei Jahren für die Universitätsneubauten 65 Millionen DM ausgegeben worden. Dieses Zentrum der Wissenschaft erstreckt sich über sieben Millionen Quadratmeter. Zehntausend Arbeiter vollendeten in diesem Jahre, was 1951 begonnen wurde. Das Ergebnis der Arbeit von ein paar hundert Künstlern ist eine Orgie von Formen und von Farben. Für jährlich 80 DM Gebühren sollen in Zukunft alle Abiturienten aus Mexiko in der Ciudad Universitaria studieren können. Die Frage ist, ob sie genügend Lehrer finden; denn der Gelehrte in Mexiko wird fast immer so schlecht bezahlt, daß er einen großen Teil seiner Zeit einem Nebenberuf widmen muß, um einigermaßen leben zu können FOTOS: HELFRITZ (4), UP (1)

Mexikos Ciudad Universitaria



Im Stil der Alten bauten die Modernen auch. Für die riesigen Sportstätten bevorzugten die Architekten altmexikanische Pyramidenformen. Das große Stadion faßt hunderttausend Zuschauer. Am Eröffnungstage gab es heftigen Krawall, weil irrtümlich ein paar zehntausend Eintrittskarten zu viel verkauft gewesen waren



Ganz neue Formen fand man für die Institute, in denen neue Wissenszweige entwickelt werden. Einmalig ist dieser Pavillon für Versuche mit kosmischen Strahlen. Die Haube mißt nur einen halben Zentimeter Dicke, sie mußte diese Form erhalten, um die Strahlen durchzulassen. Spezialinstrumente kommen aus den USA



Der tollste Märchenbau ist (links) die Bibliothek. Mosaiken mit Motiven aus der Geschichte Mexikos bedecken den fensterlosen Bauklotz. Die sieben Hörsäle (oben) prunken mit purpurraten Fensterläden. Die Statue links zeigt Expräsident Aleman, der 1948 das Geld bewilligte. Mehrfach wurde der Kopf geändert, weil er ursprünglich Stalin verblüffend ähnlich sah

„bko"-KENNZ

Heimkehrer Jack Holsten verklagt deutsche Polizei und französische Fremdenlegion auf Wiedergutmachung



Holsten als 17jähriger Fremdenlegionär

Man braucht kein Arzt zu sein, um auf den ersten Blick zu sehen, wie bitter der jetzt 23jährige Jack Holsten für einen unüberlegten Schritt büßen muß, den er vor 6 Jahren tat. Im Hungerjahr 1947 sah er in Deutschland keine Zukunftschancen mehr für sich. Jack beschloß auszuwandern. Noch vor der deutschen Grenze fiel der weltunerfahrene Junge den gerissenen Werbern der Fremdenlegion in die Hände. „Das Rekrutierungsbüro der Fremdenlegion nahm an seinen 17 Jahren keinen Anstoß. Jack Holsten wurde ein Jahr älter gemacht und die lästige schriftliche Genehmigung der Eltern war nicht mehr erforderlich. Nach kurzer Ausbildung in Oran tritt Jack Holsten zusammen mit 200 Schicksalsgenossen als Söldner die Reise in die Fieberhölle Indochinas an, von der so viele nicht mehr zurückkommen. Zwei Jahre Landsknechtsleben im Urwald, dann am 2. Juli 1949 der Überfall der Vietminh im Morgengrauen, und Holsten findet sich in Gefangenschaft der Aufständischen wieder. Vier Wochen später versucht er der unerträglichen Qual des Gefangenenlagers zu entfliehen. Völlig entkräftet findet man ihn im Dschungel. Er wird von den Aufständischen wegen des Fluchtversuchs zum Tode verurteilt, schließlich aber in letzter Minute wegen seines schlechten Gesundheitszustandes begnadigt. Kaum ist er wieder im Gefangenenlager, da geschieht ein Wunder: Jack Holsten wird in eine Gruppe Gefangener eingereiht, die mit großem propagandistischem Aufwand von den Vietminh über Rotchina und Rußland in die „Deutsche Demokratische Republik" entlassen werden. Propagandachef Eisler will der Welt am Beispiel dieser Heimkehrer zeigen, wie abgrundschlecht der westliche Imperialismus, wie edel dagegen die kommunistische Internationale an deutscher Jugend handelt. Aber Jack Holsten will kein Werkzeug der Lüge sein. Er ist nichts als ein kranker Junge, der in die Geborgenheit des Elternhauses zurückkehren will. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit flüchtet er Ende Mai 1951 mit drei anderen Legionären zusammen aus der Ostzone zu seinen Eltern in den britischen Sektor Berlins. Die jungen Legionäre melden sich bei den britischen Behörden, weisen ihre Papiere vor und schildern ihre Situation. Die Engländer garantieren ihnen persönliche Sicherheit, wenn sie den britischen Sektor Berlins nicht verlassen. Sechs Wochen später, am 23. Juni wird der kranke Holsten morgens gegen halb acht von deutscher Kriminalpolizei aus dem Bett geholt. Von Verhaftung ist keine Rede. Erst auf der Polizeiinspektion in Charlottenburg durchschaut er das Spiel, das mit ihm getrieben wird. Er sieht die wohlvertrauten Uniformen französischer Gendarmerie. Alle Proteste helfen nichts, er wird gefesselt in den französischen Sektor gebracht und ins Gefängnis eingeliefert. Hier erfährt er, daß er am 16. November 1950 wegen „Desertation" von einem französischen Kriegsgericht in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden ist: Begründung: „Unverwundet in Gefangenschaft geraten." Wenige Wochen später veröffentlicht der Stern eine alarmierende Reportage über diese Vorgänge. Die Erregung der Öffentlichkeit nimmt solche Formen an, daß der Bundestag einen parlamentarischen Ausschuß mit der Prüfung des Falles beauftragt. Dieser Ausschuß kommt zu dem lapidaren Urteil: Die deutsche Polizei trifft kein Verschulden. Gemäß der alliierten Anordnung „bko 123" ist sie an alliierte Befehle gebunden. Die Festnahme des jungen Deutschen und seine Auslieferung sei in Ausführung eines solchen Befehles erfolgt. Zunächst wird Holstens Todesurteil auf zehn Jahre Zuchthaus reduziert; aber es dauert noch zwei Jahre, bis Holsten vom Tribunal Militaire in Algier freigesprochen wird. Der Freispruch wird begründet mit der Tatsache, daß Holsten bei seinem Eintritt in die Fremdenlegion noch keine 18 Jahre alt war. Sein Verpflichtungsschein ist daher ungültig. Das Gericht ist dabei so konsequent, daß es Holsten zur Auflage macht, den empfangenen Wehrsold an die Legion zurückzuzahlen.

Nichts gesagt wird in dem Urteil über die Wiedergutmachungspflicht, die die Legion gegenüber Jack Holsten hat. Zwei Jahre hat er Frankreich als Soldat gedient, zwei Jahre als Legionär in Gefangenschaft zugebracht, zwei Jahre unschuldig in Untersuchungshaft gesessen, um schließlich als schwerkranker Mensch arbeitsunfähig entlassen zu werden. Dieser Punkt seines Wiedergutmachungsanspruches richtet sich gegen Frankreich. Außerdem aber will er der Westberliner Polizei den Prozeß machen. Sie hätte auch bei streng bürokratischem Vorgehen Jack Holsten im britischen Sektor nicht verhaften dürfen. Der französische Befehl bot dafür keine ausreichende juristische Grundlage. Holsten will deswegen die Polizei einmal wegen Freiheitsberaubung im Amte, zum andern wegen Wiedergutmachung des ihm verursachten Schadens verklagen. Bisher hat sich keine Behörde bereit erklärt, ihm auch nur die Fahrtkosten von Marseille zurück in die Heimat zu erstatten. Jeder erklärt sich für unzuständig. Holstens Schicksal sei ein juristischer Sonderfall und nicht im Gesetz vorgesehen, sagen sie.





Das große Abenteuer suchte Jack Holsten, wie viele seiner Altersgenossen, mit 17 Jahren in der französischen Fremdenlegion. Er fand zwar die Dschungel-Romantik auf dem vorgeschobenen Kampfposten (Bild links), er fand auch im Urwald Indochinas ein „Fräulein", Marie-Lou, die „Pfirsichblüte" aus Lang-Son (oben), und doch war sein Robinson-Traum nur allzuschnell zu Ende geträumt



Die Wirklichkeit des Legionär-Alltags sah anders aus, als es das Bild links vermuten läßt. Unerbittlicher Kampf mit einem Gegner, der im Dschungel zu Hause ist, der vom Giftpfeil bis zum Kopfabschneiden vor keiner Grausamkeit zurückschreckt und der fast immer unsichtbar bleibt. Am Tage Kampf bis aufs Messer, in den schlaflosen Nächten von den Fieberstößen der Malaria ausgehöhlt — das war die Wirklichkeit. Bilddokumente, die, wie unser Foto (oben), Vietminh-Truppen bei einem Überfall zeigen, haben Seltenheitswert, denn fast niemals gibt es bei den hinterhältigen Angriffen Überlebende

FFER FÜR UNRECHT

Gefangen! Selbst den alten Rußlandkämpfern der deutschen Wehrmacht, die in der Fremdenlegion in Indochina nicht selten zu finden sind, tritt der Angstschweiß auf die Stirn, wenn sie dieses Wort hier im Dschungel hören. Jack Holsten überlebte auch das Gefangenenlager bei den Vietminh. Ein roter Kriegsberichter machte diese Aufnahme, als Holstens Stützpunkt an der berüchtigten Fieberstraße 4 zwischen Namquon und Caobang von den Aufständischen gestürmt wurde und in Flammen aufging. Im Vordergrund Holsten (Pfeil) als Gefangener FOTOS: SZILINSKI





Fieberhölle und Gefangenschaft hat Holsten überlebt. Plötzlich hält es Moskaus Propaganda für richtig, in Menschlichkeit zu machen. Zusammen mit seinen Kameraden Holger Grote, Siegfried Richter und Martin Duschke (von links nach rechts) wird Holsten aus der Gefangenschaft entlassen und nach Ostdeutschland gebracht. Kaum ist er im Westsektor Berlins, da verhaftet ihn deutsche Polizei auf Verlangen der Franzosen und der schwerkranke Holsten wird ins französische Militärgefängnis Tegel gebracht (Bild Mitte). Weil Holsten unverwundet in Gefangenschaft kam, wurde er in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Zwei Jahre lang bleibt er Untersuchungshäftling, dann wird er freigesprochen. Jetzt besucht der Schwerkranke die Polizeiinspektion in Charlottenburg (Bild rechts), die er wie den französischen Staat auf Wiedergutmachung verklagen will

DER OPFERGANG IN DIE ROTE HEIMAT

Diese Männer waren heilfrah, als sie der Hälle der kareanischen Frant entrannen waren und sich im Gefangenenlager der UNO-Truppen in Freiheit wähnten. Ratchina lag weit hinter ihnen, und die Freiheit machte sie unvarsichtig. Sie tätowierten sich ihre politische Meinung auf die Haut. Plätzlich kam der Waffenstillstand. Die Generäle setzten sich an den verhandlungstisch. Sie kuhhandelten über ihre Köpfe hinweg. Einen Manat später standen neutrale indische Truppen im Lager. Und wenig später tauchten rat-chinesische Offiziere auf, die ihnen blumenreich erklärten, daß sie ihren geehrten Familien mit ihrer Rückkehr in die Heimat eine hahe Ehre antäten. Sie alle wußten ganz genau, was das bedeutete. Auch die indischen Offiziere wußten es, die gegen den Willen der UNO-Beobachter die nicht kammunistischen Gefangenen zwangsweise ihren ehemaligen Herren varführten. Seit der Zeit



***Vom Barett** hängt der Zopf und führt die Kurzhaar-Made zurück in Jungmädchenzeiten. Das Ganze ist aus Samt und will in die Stirn gerückt werden. Am Zopf ziehen ist verboten. Ein Modell von Diar*



***Ein stolzer Hahn** ließ seine Federn für diese Cocktail-Kappe, die den Kopf gluckenhaft umschließt. Mit der großen buntschillernden Hahnenschlappe ist dieser Hut auf die Spitze getrieben warden. Modell: Maud et Nana*



***Ins Netz gegangen** ist die Dame diesem Hut. Die grabmaschige Attraktian aus schwarzer Seide erinnert wegen ihrer Fransen auch ein bißchen an einen Lampenschirm aus Graßmutters Zeiten. Wer sa etwas tragen will, braucht ein klares ovales Gesicht. Mod.. Maud et Nana*

DER MUT ZUM HUT

Wer wagt's! Der Schock Diorscher Kurzrockmode hat auch die Hutschöpfer aller Herren Länder nicht ruhen lassen, ihrerseits „kühne Behauptungen" aufzustellen. Hüte sind nicht nur der i-Punkt einer modisch gekleideten Frau — sie sind zugleich auch Tummelplatz der Phantasie einfallsreicher Modisten. Ihren Produkten sind keine Grenzen gesetzt, weil ihre Anhängerinnen keine Grenzen setzen. Das modische Auf und Ab des Hutes erschöpft sich nicht nur in der Generalfrage: klein oder groß! Form, Farbe und die so notwendigen Zutaten aber gehorchen nur einem Gesetz: ob es eine Frau, ob es d i e eine Frau kleiden wird. Darum sind Hüte die größten Individualisten der Mode. Sie iassen sich im Dutzend nicht verkaufen, weil keine Frau unter einen Dutzend-Hut gebracht werden möchte. Was dem Fleiß der Hutschöpfer und dem Queii ihrer Phantasie entspringt, zeigen diese fünf Modeile, von denen vier aus Paris und einer aus New York kommen. FOTOS: DILLAN



***Wie Hummerscheren** legen sich die beiden Seitenteile aus Melusine um die Stirn der Trägerin. Der kakette Schleier ist sparsam mit kleinen Pailietten besetzt. Modell: Orcel*

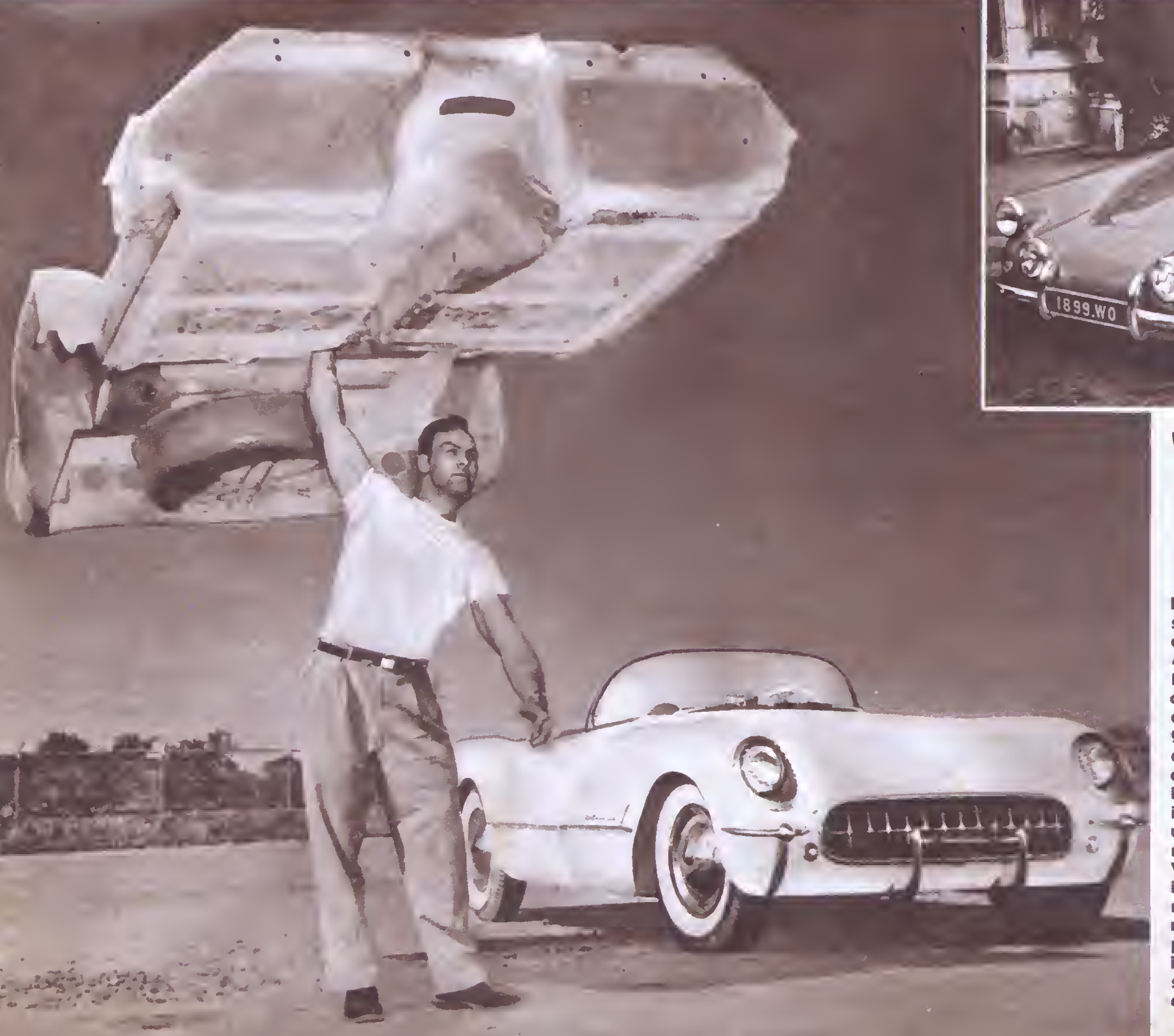


***Den Wüstensöhnen** abgelauscht ist dieses ahrverdeckende Modell aus zweifarbigem Filz. Die kecke Feder nimmt dem Hut die strenge Schlichtheit. Mod.: Jahn Frederics*





ist der Traum der Gefangenen von Menschenrecht, Freiheit und Selbstbestimmung vorbei. Jetzt spricht nur noch die nackte Angst aus ihren Zügen. Jetzt ist ihnen jedes Mittel recht, um sich reinzuwaschen vor den kommunistischen Inquisitoren. Gefoltert hätten sie die Amis im Lager und mit nationalchinesischen Flaggen tätowiert, beteuern sie nun verzweifelt. Der Kommandeur der indischen Wachtruppen in Korea, General Gurbaksch Singh (rechts), verflucht seine undankbare Aufgabe, die ihm nur Gewissensqualen und Beschimpfungen von beiden Seiten einbringt



Vom Perlonstrumpf zum Kunststoffauto

Perlonstrümpfe und kugelsichere Westen aus Nylon sind nicht der Höhepunkt, sondern ein Anfang in der Geschichte des Kunststoffs. Die Sensation der 40. Pariser Autoschau stellen die Wagen mit Kunststoffkarosserien dar. Zwei Arbeiter mit Stichel, Schere und Spritzpistole schneidern in 20 Stunden die „Marathon"-Karosserie (oben). Sie wiegt 90 Pfund. Der leichte Wagen mit Panhard-Motor erreicht über 140 km/st. Ein einzelner Mann kann das „Chevrolet"-Chassis (links) mit einer Hand in die Höhe stemmen. Der gepreßte Kunststoff ist fest wie Stahlblech. Außerdem ist er farbecht und braucht weder Lack noch Pflege. Risse kann man kitten. Und da Kunststoff ein schlechter Wärmeleiter ist, sitzt man im Winter warm und im Sommer kühl. Nur eine Kleinigkeit wird manchmal unbequem. Zwar tragen solche Karosserien nicht wie die Stahlblechhauben bei leichtem Anprall Beulen davon, aber wenn sie ernstlich demoliert werden, ist nichts mehr zu reparieren. Dann schmeißt man am besten die ganze Karosserie einfach weg und kauft eine neue. FOTOS: UP, Pandis



Das Schicksal hielt den Atem an

„Bitte vergleichen Sie, es ist genau ..." Der Fahrer des fahrplanmäßigen Schulomnibusses zwischen Oslo und Bekkelaget schaltete das Autoradio ab, sah auf seine Uhr und stellte den Zeiger zwei Minuten zurück. Er hörte nicht mehr, wie der Ansager gleich darauf die Zeitangabe mit einer Entschuldigung korrigierte. Er hatte sich versprochen. Pünktlich wie immer kamen die Schulkinder und stiegen in ihren Bus. Als alle 42 Plätze besetzt waren, warf der Fahrer noch einen Blick auf die Uhr, dann fuhr er pünktlich los. Er kam nicht weit, denn am Stadtrand von Oslo fand er statt der gewohnten breiten Chaussee eine Mondlandschaft. Mit donnerndem Getöse hatte soeben eine Erdlawine Häuser, Eisenbahndamm, Straße und Autos auf anderthalb Kilometer Länge in die Tiefe gerissen. Die Kinder mußten ihren Weg zu Fuß fortsetzen. Stundenlang gruben die Rettungsmannschaften, bis sie durch das Dach in einen verschütteten Autobus eindringen konnten. Sechs Insassen waren tot, die anderen waren fast erstickt. Mit leerem Wagen fuhr der Fahrer des Schulautobusses zurück nach Oslo. Als er die Nachrichten im Radio hörte, wurde er totenblaß. Er sah, daß seine Uhr um zwei Minuten nachging. Genau um die zwei Minuten, die 42 Kindern das Leben retteten. FOTOS: up





Vier ganz neue Gesichter — das ist einer der großen Verdienste dieses Films: nicht die allzeit bewährten kassensicheren „Lokomotiven" fahren in diesem Film auf, sondern wir begegnen jungen, bisher fast unbekannten Menschen. Von links: Heinz Drache aus dem

Dalmatinis

Die erste Ehe zwischen dem jugoslawischen und dem

Da hat nun eine Hamburger Produktionsfirma alles, was zum Filmen gehört, in einen Zug gepackt und ist nach Ragusa an die ununterbrochen blaue Adria gefahren. Produzent, Regisseur, Aufnahmestab, Schauspieler, Maskenbildner, Garderobieren — Arbeiter aus der Traumfabrik Kino. Der erste deutsch-jugoslawische Gemeinschaftsfilm wurde am schönsten Fleck des verzauberten Landes Dalmatien gedreht. Daß hier ein problem-



Sie will in Deutschland bleiben: Helen Stanley lebt in Hollywood, hat in 15 Filmen gespielt, kam aber nie richtig zum Zuge. In München, wo sie den „Rummelplatz" drehte, gewann man sie für diesen Film. Helen findet Deutschland verlockender als Hollywood. In der „Dalmatinischen Hochzeit" spielt sie sich selbst, eine junge Amerikanerin, die durch Europa reist. Ihr Filmvater ist Paul Dahlke, der den steinreichen Mister John Rick aus Ohio spielt



Dusseldorfer Gründgens-Ensemble, Elma Karlowa, Jugoslawiens Star Nummer eins, Helen Stanley, eine junge Amerikanerin, die eben 19 Jahre alt geworden ist, und Pero Alexander, die Entdeckung des Regisseurs Geza von Bolvary FOTOS: HANSA-FILM/BETZLER

che Hochzeit

deutschen Film zaubert drei Ehen auf die Leinwand

geladener Stoff var der Kamera seziert wird, soll niemand erwarten! So entstand ein musikalisches Lustspiel in Farben, ein Film um die Liebe und die Lust am Leben, und wir werden sehen, daß man dart unten heißer liebt und lustvaller lebt. Wenn der Film einen Hauch dieser gesteigerten Liebes- und Lebenslust van der Küste des Mittelmeeres zu uns herauf in den kühlen Narden bringt — ja, kann er uns überhaupt mehr bringen!



***Das kroatische Nationalballett** zeigt in dem Film die feurigsten Tänze des Landes. Ein Agramer Professor hat erforscht, daß es in Jugoslawien mehr als 2000 Volkstänze gibt, die bis heute von keinem der modernen Tänze verdrängt werden konnten: von der Moresca, die nur einmal im Jahre von den Männern der Insel Korzula getanzt wird, und bei der der Vortänzer stets zum Bürgermeister der Insel gewählt wird, bis zum Banater Nadigravanje auf unserem Bild*

***Eine Negerin in Ragusa** ist hier nicht das beim deutschen Film so beliebte Zugeständnis an den Publikumsgeschmack. Diese Schwarze, eine echte übrigens, ist die berühmte Tänzerin Vickie Henderson, die früher in der Katherine-Dunham-Truppe aufgetreten ist. Sie gehört im Film zur Schiffsbesatzung des Mister John Rick aus Ohio (Paul Dahlke) und zeigt den Ragusanern auf der Leinwand (und auch sonst) den neuesten US-Bebop*







***Am Schluß dalmatinisch verheiratet:** 1. Heinz Drache, der Film-Ami, und die echte Kroatin (links). 2. Ohio-John Paul Dahlke und Adelheid Seeck als schöne Gräfin. 3. US-Helen Stanley und Pero Alexander, Deutschland*

Auch auf deutsc

Das Zauberwort hieß „Nizza". Mit diesem Wort und mit der Vorstellung eines umsorgten Lebens unter südlicher Sonne hat Jean Becker die Herzen der einsamen Frauen höher schlagen lassen. Jean Bekker, der so liebevolle und charmante Briefe schreiben konnte, als wäre er ein wahrer Grandseigneur, und der doch nichts war als ein armer, zerlumpter und verschuldeter Gelegenheitsarbeiter. Jean Becker, der nun alle Aussicht hat, in die Kriminalgeschichte einzugehen als ein zweiter Landru, als ein Frauenmörder von jener üblen Sorte, welche die Sehnsucht der alleingebliebenen, der unverstandenen Frauen zur Liebe entfachte, um ihnen erst das Geld und dann auch das Leben zu nehmen. Noch forscht die internationale Polizei fieberhaft nach neuen Opfern. Noch sucht man Aufschluß in den zahllosen Briefen und Unterlagen, die bei Becker gefunden wurden. 131 Briefe allein stammten von deutschen Absenderinnen. Wir haben unseren Mitarbeiter Dr. Michael Graf Soltikow auf die Spur des Mörders gesetzt. Hier ist sein Bericht unmittelbar vom Tatort.



„Ich freue mich so sehr auf Dich", heißt es in einem dieser Briefe, die alleinstehende Frauen auf die verlockenden Heiratsinserate des Jean Bernard Becker schrieben. Sie ahnten nicht, daß es Liebesbriefe an den Tod sein würden.

he Frauen wartete ein „Mörder der Einsamen Herzen"



Von unserem nach Frankreich entsandten Mitarbeiter Dr. jur. Michael Graf Soltikow

Der Gendarm beobachtet durch einen schmalen Türspalt vom Dienstzimmer des Stationsvorstehers aus die Reisenden, die aus dem soeben eingelaufenen Zug aussteigen. Es sind auf dieser kleinen Station nur wenige Fahrgäste angekommen: Bauersfrauen mit Körben auf dem Rücken, Geschäftsreisende und Schulkinder.

Der Gendarm steht hier auf seinem Beobachtungsposten schon seit gestern, seit dem 21. September 1953. Mit seinem jungen Assistenten hat er hier bisher jeden einlaufenden Zug abgewartet — jedoch ohne Erfolg.

In der Tasche seiner Uniform trägt er das Telegramm des Untersuchungsrichters, das ihm die sofortige Verhaftung des Mannes befiehlt, den der Gendarm nun schon seit zwei Jahren kennt, und der ihm bisher so harmlos erschienen war.

Seit gestern, seitdem das Telegramm eingetroffen ist, hält das Jagdfieber den Gendarmen gepackt. Er sieht sich vor der größten Aufgabe seines sonst so geruhsam dahinfließenden Berufslebens als schlichter Landgendarm. Er sieht bereits im Geiste die Schlagzeilen der Weltpresse: „Ein zweiter Landru festgenommen, ein zweiter Haarmann oder Dr. Petiot verhaftet ..." Ein Massenmörder verhaftet durch ihn, den kleinen Landgendarmen Cattin.

Auch in diesem Zug scheint der Gesuchte nicht zu sitzen. Der Bahnsteig leert sich bereits, da öffnet sich eine Abteiltür ganz hinten am Zug und heraus klettert ein älterer Mann, der, ein Bein steif vorstreckend, von den hohen Trittbrettern des Waggons auf den tiefliegenden ländlichen Bahnsteig ungeschickt heruntersteigt.

„Da ist er — endlich", flüstert der Gendarm seinem Assistenten zu. Der reckt sich auf die Zehenspitzen und schaut seinem Chef über die Schulter. Er fiebert vor Ungeduld:

„Warum fassen wir jetzt nicht zu, Chef?" flüstert er fast beschwörend. „Er entwischt uns noch. Der haut bestimmt ab, wenn er zu Hause erfährt, daß wir schon gestern nach ihm gefragt haben."

„Nicht so laut", flüstert der Gendarm und zieht dabei die Tür zu, so daß sich der Türspalt bis auf wenige Millimeter schließt.

„Wir müssen noch warten", sagt der Gendarm betont ruhig. „Der Junge ist gefährlich. Wer solche Massenmorde fertigbekommt, der trägt auch eine Schußwaffe bei sich. Wir müssen ihn im Schlaf überraschen."

Der Mann hat sein Gepäck aufgenommen und hinkt jetzt über den Bahnsteig der Sperre zu. Dort stellt er umständlich seine Koffer ab, während zwei Augenpaare jede seiner Bewegungen verfolgen. Dann gibt er seine Fahrkarte ab und verläßt frei und unbehelligt den Bahnhof.

„Der entwischt uns, Chef", sagt der junge Assistent bitter enttäuscht.

„Ich sage ihnen, Chef, er entwischt uns."

„Ruhig Blut", erwidert der Ältere und sieht auf seine Uhr. „Es ist jetzt genau 14 Uhr 33. Er wird müde sein von der langen Reise. Wir wollen ihm in genau zwanzig Minuten nachgehen. Dann werden wir ihn im Bett finden ..."

„Oder wir werden das Nest leer finden. Er legt sich doch nicht am hellichten Nachmittag schlafen, wenn er hört, Gendarme haben nach ihm gefragt."

„Das Risiko müssen wir eben in Kauf nehmen", erwidert der Ältere, und beide Beamte gehen zur Gendarmeriestation.

Der junge Landgendarm brennt vor Neugierde und Erwartung. Er steht vor der ersten Verhaftung eines Mörders.

„Haben Sie gesehen, Chef, wie abgerissen der Kerl aussieht? Wie ein Landstreicher, ohne Bügelfalten, und sein Anzug hängt wie ein Sack um ihn, und der jüngste ist er auch nicht mehr, und obendrein hinkt er auch noch. Können Sie begreifen, Chef, daß so einer in Deutschland elf Bräute finden konnte, die sich mit ihm getroffen haben? Elf wohlhabende, wenn nicht sogar reiche Frauen — verstehen sie das, Chef?"

„Ja — das verstehe ich schon", erwidert der Ältere. „Das erklärt sich mit dem Zauberwort ‚Nizza'." Der Assistent sieht seinen Chef überrascht an.

„Wir haben ja noch ein paar Minuten Zeit", sagt der Chef, „ich will Ihnen das erklären: kurz bevor Sie hierher versetzt wurden, es mag so etwa im Juli gewesen sein, erschien hier auf der Gendarmerie eine Holländerin, sie mag schon über fünfzig gewesen sein. Die kam aus Enisch in Holland und hieß mit Vornamen Ether, der Nachname fing mit ‚F' an, den habe ich vergessen. Zunächst nannte sie ihren Namen gar nicht, sondern fragte mich nur nach der Villa des Rentiers Becker. Ich habe sie erst gar nicht verstanden, dann sagte sie mir: ‚Johann Bernard Becker'." Nun — ich habe nur mühsam das Lachen unterdrücken können, aber ich habe natürlich sofort gewittert, daß da was nicht stimmt. Ich habe mich also bereit erklärt, sie hinzufahren zu dieser Villa des reichen Rentiers Becker.

Die Leute hier in Ars haben gestaunt, als ich in dem eleganten Kabriolett vorn mit einem Chauffeur in Livrée durch den Ort gefahren bin, immer neben der langen Fabrikmauer her. Ich sagte zu der Dame: ‚Hier ist übrigens seine Arbeitsstätte.'

Die Dame war sichtlich beeindruckt. ‚So, so — das ist ja ein Riesenwerk', sagte sie. ‚Leitet er noch immer seine Fabrik? Mir hat er geschrieben, daß er sich ganz von den Geschäften zurückgezogen hat. Was stellt denn das Werk her?'

‚Schrauben', antwortete ich. ‚Die Firma heißt: Forges et Boulonneries — eine Weltfirma.'

Die Frau war begeistert. Dann sagte ich dem Chauffeur, er solle gegenüber dem Werktor links reinfahren auf das Fabrikgelände, da, wo die Wohnungen untergebracht sind. Die Dame stieg aus, sah rechts den Fußballplatz, sah links die Werkkantine, vor der ein Dutzend Algerier herumlungerten, und fragte mich erstaunt: ‚Nanu? — Wo ist denn hier die Villa des Werkbesitzers?'

Ich antwortete: ‚Da links' und zeigte auf die Wellblechhütte, vor der sich ein paar Algerier, in der Sonne sitzend, ihre dunkelbraune Haut noch dunkler brennen ließen. ‚Da links in der Wellblechhütte hat der angebliche reiche Rentier Becker seine Schlafstelle, und unter den Algeriern finden Sie auch einen oder zwei Burschen, mit denen er den Raum teilt. Die können Ihnen nähere Auskunft über Becker geben.'

Das Gesicht der Holländerin hätten Sie sehen sollen. Die Dame war nicht mehr neugierig, sondern befahl sofort ihrem Chauffeur, umzudrehen.

Ich habe sie dann gebeten, nochmal mitzukommen zur Gendarmerie. Unterwegs habe ich ihr erklärt, daß der angeblich ‚reiche' Becker im Schraubenwerk ein kleiner Angestellter ist, mit einem ganz kleinen Monatseinkommen, von dem ihm ein Teil weggepfändet wird, und daß er im Magazin arbeitet. Ich hatte gleich den Verdacht, daß da eine Straftat vorlag, Heiratsschwin-



Wenige Stunden nach der entscheidenden Vernehmung, *die unser Bericht auf Grund der Aussagen des französischen Landgendarmen Cottin schildert, wurde Jean Becker von seinem Arbeitsort Ars-sur-Moselle nach dem Schauplatz seiner Tat gebracht: dem Ort Draguignan bei Nizza an der Riviera. Er spielte die Rolle des armen, alten, völlig zusammengebrochenen Mannes. Aber als seine Tochter von der Verhaftung ihres Vaters hörte, sagte sie nur: „Ich hab's gewußt – er ist ein Verbrecher, er hat sie umgebracht, er hätte uns alle am Ende umgebracht – haltet ihn fest und laßt ihn nie wieder frei!“*

del oder so. Sie solle mir reinen Wein einschenken, habe ich ihr gesagt.

Da hat sie mir ein Heiratsinserat vorgelegt, auf das sie reingefallen war. Sie hat's mir dagelassen ...“

Der Gendarm sucht in seinen Handakten, wobei er einen Blick auf seine Uhr wirft.

„Hier ist das Inserat“, sagt er. „Leider ist es ausgeschnitten aus irgendeiner deutschen Spezialzeitschrift für Eheanbahnungen. Ich glaube, die heißt ‚Die Ehe-Post'. Hier, lesen Sie das Heiratsinserat selber.“

Der Gendarm drückt seinem Assistenten das Inserat in die Hand und wirft dann wieder einen nervösen Blick auf seine Uhr. Jetzt scheint es ihm beinahe auch so, als ob es ein Fehler war, den Mörder nicht gleich an der Bahnhofssperre zu verhaften. Wie soll er, Gendarm Cottin, sich seinen Vorgesetzten gegenüber verantworten, wenn Becker geflüchtet ist?

Währenddessen liest der Assistent, der die Nervosität seines Vorgesetzten vollauf teilt:

„Distinguierter, wohlhabender 56er, der jünger aussieht und einen Besitz bei Nizza hat, sucht alleinstehende Dame zwischen 40 und 50 Jahren zu heiraten. Treffpunkt Saarbrücken.“

Der Assistent legt den Zeitungsausschnitt zu den Akten zurück.

„Die Holländerin hat mir damals anvertraut“, fährt der Gendarm in seinem Bericht fort, „das Zauberwort ‚Nizza' habe es ihr angetan. In seinen Briefen habe Becker ihr viel von der Sonne der Riviera vorgeschwärmt, von Cannes und von seinem schönen Besitz bei Nizza. Ich wollte dann ein Protokoll mit ihr aufnehmen, eine regelrechte Betrugsanzeige. Ich habe ihr gesagt: ‚Leider darf ich als Polizeibeamter Ihnen als Privatperson die Vorstrafenliste des Herrn Becker nicht vorlesen ...' Aber nein, sie wollte keine Strafanzeige machen. ‚Ich fühle mich nicht geschädigt', hat sie gesagt, und ist in ihrem schönen Auto nach Holland zurückgefahren. So wie mit dieser Holländerin wird es auch mit den elf anderen ‚Bräuten' aus Deutschland gewesen sein. Die elf Bräute kamen zum ‚Treffpunkt Saarbrücken', angelockt von dem Zauberwort ‚Nizza', und als sie dann den Mann ihrer Wahl sahen, so abgerissen und zerlumpt ...“

„... da wollten sie wieder umdrehen, aber er hat sie umgebracht“, fällt der Assistent seinem Chef ins Wort.

„So kann es gewesen sein“, sagt der Chef vorsichtig. „Es kann aber auch so gewesen sein, daß die elf Bräute blind waren in ihrer Vorfreude auf die sonnige Riviera, daß er sie mit einem Wortschwall und glaubhaft klingenden Erklärungen eingelullt hat, so daß sie mit ihm von Saarbrücken weitergereist sind bis Nizza ...“

„Dann hat er die elf Bräute dort umgebracht, in den Felsschluchten an der Steilküste bei Nizza ...“

„Möglich — wir werden's bald wissen.“

„Chef — ich kann's nicht mehr aushalten“, sagt der Assistent, „wenn uns der Kerl entwischt, es wäre nicht auszudenken.“

„Na schön — dann gehen wir jetzt, aber wir müssen vorsichtig sein. Der Becker ist ein verdammt gefährlicher Bursche ...“

•

Johann Bernard Becker hinkt müde an der langen Mauer der Schraubenfabrik von Ars an der Mosel entlang. Er ist gestern, am Montag, dem 21. September 1953, von der Riviera abgefahren und war die ganze Nacht hindurch unterwegs. In Metz hatte er erst an den Mittagszug Anschluß bekommen, so daß er von der langen Reise völlig erschöpft und zerschlagen ist.

Die Werkmauer erscheint ihm heute besonders lang, und er ist nicht nur müde, er ist auch hungrig.

In der Höhe des zur rechten Hand liegenden Fabriktors biegt er links ab, geht über die Straße am Fußballplatz vorbei und betritt die Werkskantine, in der er Stammgast ist.

Ein paar schwarzhaarige, dunkelhäutige Afrikaner sitzen auf den Stufen der Außentreppe und lassen sich von der Septembersonne bescheinen.

Die Kantine besteht aus einem Tanzsaal, vollgestellt mit zahlreichen Tischen, auf denen die Stühle mit den Beinen nach oben einen wenig einladenden Anblick bieten.

Links liegt die große Theke, vor der ein großer Tisch frei gemacht ist zum Mittagessen. Algierer stehen an der Theke und vertrinken hier ihren schmalen Lohn, den sie in der Schraubenfabrik verdienen. Ganz Elsaß-Lothringen ist übervölkert von Algeriern, die hier immer noch mehr verdienen, als in ihrer afrikanischen Heimat. Diese Afrikaner sind die Arbeitskollegen von Becker in der Schraubenfabrik.

Ein Lautsprecher dröhnt durch den Saal. Ein Zehnplattenspieler ist das einzige Inventarstück in diesem trostlosen Milieu, das den schwachen Versuch macht, mit der Umgebung zu versöhnen. Es riecht nach abgestandenem Bier, und einige der herumstehenden Gäste sind um diese Mittagsstunde schon völlig betrunken.

Johann Bernard Becker hat bessere Tage gesehen. Er stammt aus einem ordentlichen Frankfurter Haus, er war vor dem Kriege Vorsteher eines, wenn auch kleinen Bahnhofs, und zeitweise war er sogar Bankbeamter. Ihn bedrückt die Trostlosigkeit dieser Werkskantine und das Elend seines Schlafraums, den er mit drei Werksangehörigen teilen muß, immer wieder aufs neue.

Sein einziger Trost ist die Freundlichkeit, mit der ihn die junge, bildhübsche und auffallend gut gewachsene Tochter des Kantinenwirts behandelt. Auch heute wieder begrüßt er sie mit denselben Worten, mit denen er stets diese Kantine zu betreten pflegt:

„Bon jour, mein Mädchen, was gibt's zu essen? Was saures oder irgend was mit 'ner Weinsoße?“

Die Familie des Kantinenwirts kennt die Vorliebe Beckers für „was saures oder irgend etwas mit 'ner Weinsoße“ seit Jahren. Heute muß das junge Mädchen aber seine Frage verneinen:

„Zu spät, Herr Becker“, sagt sie. „Es ist ja gleich drei Uhr. Wo haben Sie denn nur solange gesteckt? — Übrigens — zwei Gendarme waren gestern hier und haben nach Ihnen gefragt ...“

In Beckers Augen tritt ein Ausdruck von Angst.

„Zwei Gendarme? Was wollten sie denn?“

„Sie sagten, es handelt sich wieder mal um Schulden, die Ihre Frau gemacht haben soll.“

„Um Schulden meiner Frau? Was haben denn Gendarme mit Schulden zu tun? Schulden gehen doch das Gericht an oder den Gerichtsvollzieher und nicht Gendarme?“

Seine Augen sind weit aufgerissen. Sein Gesichtsausdruck ist ganz fremd. Das junge Mädchen zuckt die Achseln:

„Wie soll ich das wissen. Sie sagten, sie würden gegen Ende der Woche gelegentlich wieder vorbeikommen. Es eile nicht sehr — sagten sie. Na, ich will mal sehen, ob ich nicht in der Küche irgend was für Sie finde, was saures oder ...“

„Nein, danke“, sagt Becker. „Mir ist der Appetit gründlich vergangen. Bemühen Sie sich nicht. Wie sagten Sie eben: gegen Ende der Woche wollten die gelegentlich wieder vorbeikommen?“

„Ja — das haben sie gesagt.“

„Na, das klingt ja nicht sehr dringend. Trotzdem, — wenn ich nicht so hundemüde wäre, dann würde ich jetzt — aber nein, erst muß ich mich mal gründlich ausschlafen.“

„Tun Sie's nur, Herr Becker“, sagt das junge Mädchen freundlich. „Sie sehen ja so blaß aus, so ... ich weiß nicht, wie ich sagen soll ... Wollen Sie nicht doch was essen?“

„Nein, danke — mir ist wirklich der Appetit vergangen.“

An der Kantine vorbei hinkt Becker zur Wellblechhütte, die den ledigen Arbeitern des Werks als Sammelschlafraum dient. Die Algerier, die auch hier auf der Treppe herumhocken, rücken nur widerwillig beiseite.

(FORTSETZUNG AUF SEITE 34)

E G H H I E S N N E S D L I L N

PHILIPS 100 000 DM *Preisausschreiben*

PHILIPS

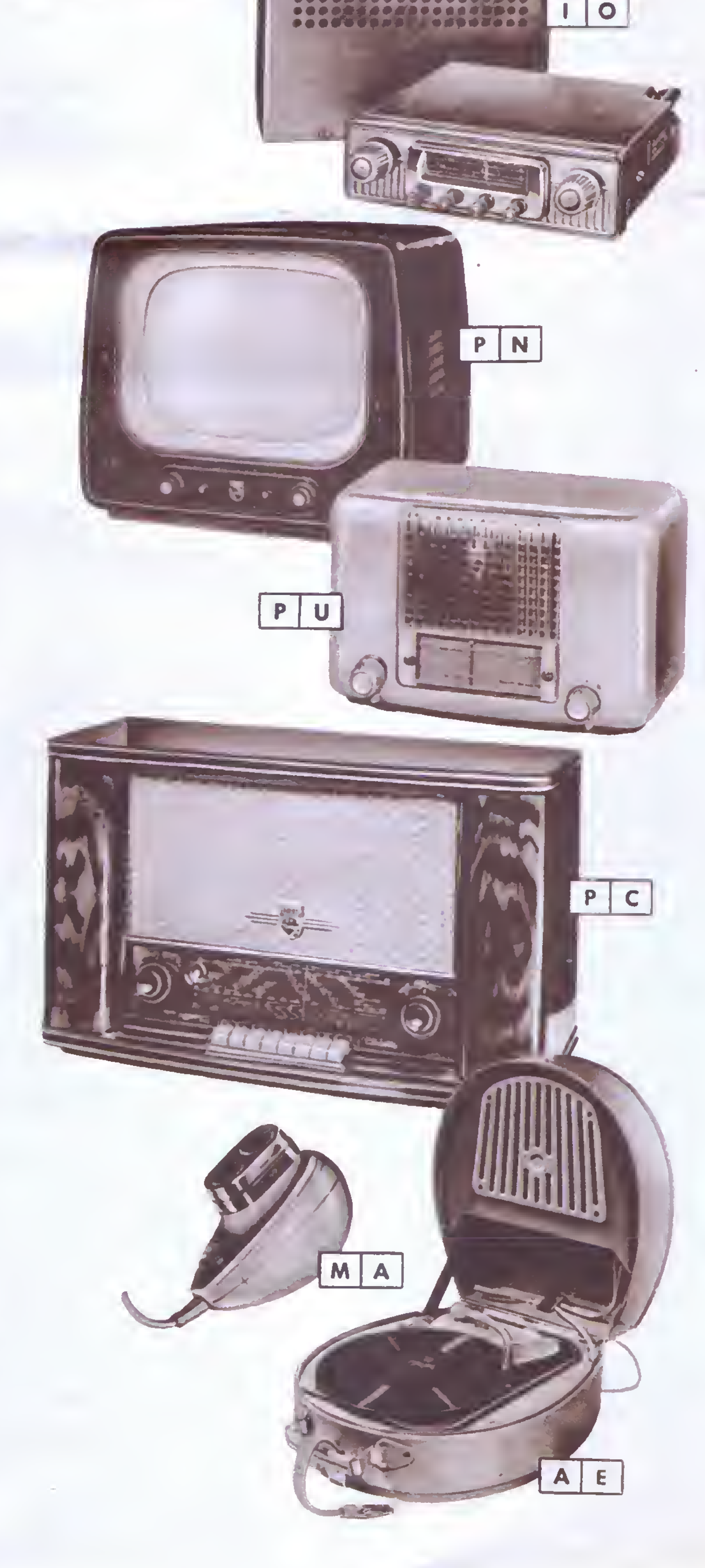
Der große Erfolg des PHILIPS Jubiläums-Preisausschreiben und viele anerkennende Zuschriften aus dem Verbraucherkreis haben uns veranlaßt, ein neues PHILIPS 100.000.- DM Preisausschreiben-verbunden mit einem großen Kinderpreisausschreiben und Malwettbewerb - zu starten. Wir wünschen allen Teilnehmern guten Erfolg.

Preise: 2 Ford „12 M" Limousinen ● 4 Volkswagen Limousinen ● 9 kampl. Wahnzimmer, Schlafzimmer und Küchen ● 27 PHILIPS Fernsehgeräte, Musiktruhen und Radiageräte ● 6 Motorräder und Matarraller 203 Photoapparate van der Leica bis zur AGFA-Synchrabox ● 30 PHILIPS Phanakaffer ● und weitere – mehr als 1000 Preise – wie: Nähmaschinen, Klepper-Faltboot, HOHNER-Akkordean, Reiseschreibmaschinen, Märklin-Eisenbahn, Staubsauger, Lederkaffer, Bestrahlungslampen, Fahrräder, Armbanduhren, Aktentaschen, Füllhalter-Garnituren, elektr. Rasierapparate, elektr. Heizäfen, und vieles andere mehr.

Teilnahmebedingungen: An diesem Preisausschreiben kann sich jeder, mit Ausnahme der PHILIPS Betriebsangehärigen und ihrer Familienmitglieder, beteiligen. Bei mehreren richtigen Einsendungen entscheidet das Los. Die Verlosung der Preise erfolgt bei Ausschluß des Rechtsweges unter Aufsicht eines Natars. Eine Abläsung der Warenpreise in bar ist nicht mäglich. Die Läsungen müssen auf einer frankierten Pastkarte eingesandt werden. Dazu kann 1. das untenstehende Läsungsschema ausgefüllt und auf eine Postkarte geklebt werden, 2. die Läsung nach dem untenstehenden Schema auf eine narmale Postkarte geschrieben werden und 3. eine vargedruckte Antwortpostkarte, die einer Sonderausgabe der PHILIPRESS mit genauen Bedingungen und vollständig aufgeführten Preisen beiliegt, bei den einschlägigen Rundfunk- und Elektrofachgeschäften, sowie durch die DEUTSCHE PHILIPS GMBH, Hamburg 1, kostenlos und unverbindlich bezagen werden. (**Die Bedingungen zum Kinderpreisausschreiben und Malwettbewerb können ebenfalls beim einschlägigen Fachhandel und durch die DEUTSCHE PHILIPS GMBH, Hamburg 1, kostenlos und unverbindlich bezogen werden.**) Die Antwartkarten sind bis zum 31. 12. 1953 (Datum des Poststempels) an die DEUTSCHE PHILIPS GMBH, Hamburg 1, Postfach M einzusenden. Das Ergebnis wird in den Illustrierten, den Rundfunk-Zeitschriften und in den Elektro- und Rundfunkfachgeschäften im Monat Januar 1954 veräffentlicht.

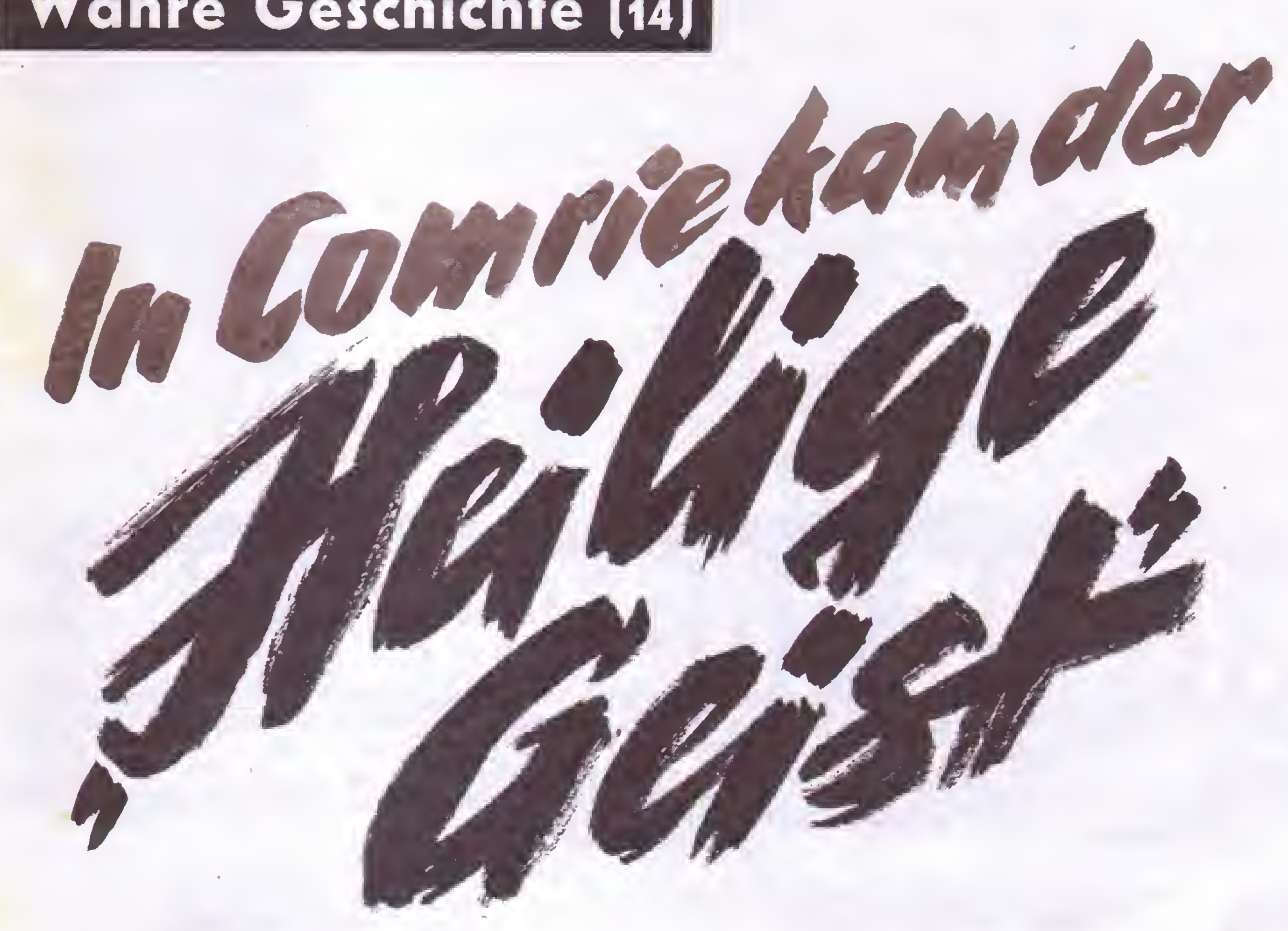
Name des Artikels	Preis DM	1	2
PHILIPS „Uranus 54"	588.–		
PHILIPS Duplo-Autolampe	ab 2.75		
PHILIPS Autosuper	283.–		
PHILIPS Christbaumkerze	kompl. Garnitur 25.–		
PHILIPS Argento 40 W	1.30		
PHILIPS Fernseh-Tischgerät	1035.–		
VALVO Rimlock-Röhre EL 41	10.50		
PHILIPS TL-Leuchtstofflampe	ab 8.50		
PHILIPS Phonokoffer III	198.–		
PHILIPS Trockenrasierer	55.–		
PHILIPS „Philetta 54"	189.–		
PHILIPS Infraphil-Lampe	48.–		
PHILIPS Schallplatte	ab 3.–		
PHILIPS „Photoflux"-Blitzlampe	ab –.48		

Preisaufgabe: Es sind die im Läsungsschema aufgeführten Namen zu den abgebildeten PHILIPS Artikeln zu suchen. Wenn Sie den richtigen Namen des Artikels gefunden haben, schreiben Sie die beiden bei der Abbildung stehenden Buchstaben neben diesen Namen in die Spalten 1 und 2 des Läsungsschemas. Bei richtiger Läsung der Preisaufgabe ergeben die eingesetzten Buchstaben van oben nach unten gelesen einen bekannten Werbespruch für einen unserer Artikel.



DEUTSCHE PHILIPS GMBH · HAMBURG 1 · POSTFACH 

Wahre Geschichte (14)



Während in Friedland Tausende aus allen Teilen Deutschlands zusammenströmten, um ihre aus Rußland heimgekehrten Männer, Väter und Söhne abzuholen, öffnete sich in Werl, unbemerkt und unbeachtet von der Öffentlichkeit, vor einem einzelnen Mann das Gefängnistor. Rolf Herzig, einst Unteroffizier in einer Sturmgeschützbrigade, war frei. Acht Jahre hat er hinter Stacheldraht und Gefängnismauern verbracht. Drei Monate saß er mit fünf Kameraden in einer Todeszelle in London und wartete auf seine Hinrichtung, drei Jahre verbrachte er neben britischen Verbrechern im Zuchthaus. Jetzt wurde er aus Werl auf freien Fuß gesetzt.

Vormittags von elf bis halb zwölf und nachmittags von halb vier bis vier wurden wir hinausgeführt. Es dauerte immer eine Weile, bis wir richtig in Gang kamen. Die frische Luft machte uns ganz besoffen. Vielleicht war es aber auch der Hunger. Man mußte sich an den ruhigen Schritt der Posten halten, dann ging's ganz gut.

Vor mir ging Jupp Mertens. Neben dem hünenhaften Posten wirkte er wie ein Junge im Matrosenanzug. Jupp war der jüngste unter uns. Ich glaube, er war achtzehn. Wenn er aber weinte und die Tränen über seine eingefallenen Backen liefen, gab man ihm nicht mehr als fünfzehn. Sein Gesicht sah ich immer nur am Ende des Postenganges, wenn wir umkehrten und den langen, schmalen Weg zwischen den Stacheldrahtzäunen wieder zurückgingen.

Hinter mir marschierten Oberfähnrich Pollm-König, Sturmmann Kurt Züllsdorf, Rottenführer Heinz Brühling und Unterscharführer Joachim Goltz. In dieser Reihenfolge saßen wir auch in unseren Todeszellen: ein Matrose, ein Unteroffizier von der Sturmgeschützbrigade, ein Fallschirmjäger und drei von der Waffen-SS.

Ich war der älteste in diesem kleinen verlorenen Haufen. Am 23. September sollte ich fünfundzwanzig werden, wenn die Tommies nicht vorher Schluß machten. Ich klammerte mich an diesen 23. September, ich wollte unbedingt fünfundzwanzig werden. Ich dachte, das ist dann wenigstens eine runde Zahl ... ich dachte, dann hast du immerhin ein Vierteljahrhundert gelebt. Es konnte aber sehr gut möglich sein, daß die Tommies vor dem 23. September mit ihrer „Black Maria" kamen, mit der wir zum Galgen gefahren werden sollten.

Das Todesurteil, das jeder von uns in der Tasche trug, ist am 12. Juli 1945 ausgestellt worden. Nach englischem Recht müssen Todesurteile drei Wochen nach ihrer Verkündung vollstreckt werden. Das wußten wir von unserem Verteidiger Major R. Evans.

Die drei Wochen waren um, die „Black Maria" kam nicht, und wir spazierten jeden Tag zweimal eine halbe Stunde auf dem Postengang zwischen den Kriegsgefangenenlagern im Kempton-Park am Stadtrand Londons auf und ab. Es konnte also durchaus passieren, daß ich das Vierteljahrhundert doch noch voll kriegte.

Unser Spaziergang führte an drei vollbesetzten Lagern vorbei. Erst kam ein Arbeitslager, dann ein Durchgangslager und schließlich ein Generalslager. Flanderzäune und dicke K-Rollen trennten unseren Weg, auf dem normalerweise Posten patrouillierten, von den Lagerinsassen ab. Wenn wir kamen, waren die Zäune immer dicht besetzt. Aus dem Arbeitslager flogen Zigaretten und manchmal auch kleine Freßpakete herüber. Für Jupp Mertens sammelte der Posten die Zigaretten auf und steckte sie ihm in den Mund. Mit Jupp war nicht mehr viel anzufangen, er reagierte auch auf gar nichts mehr. Es konnte passieren, daß ihm die Zigarette zwischen den Lippen ausging.

An dem Durchgangslager gingen wir ungern vorüber. Die Posten beschleunigten das Tempo, damit das Gebrüll möglichst bald aufhörte. Dort waren einige, die schrien „Mörder"; solange sie uns sahen, schrien sie „Mörder", und „euch sollte man in der Latrine aufhängen ..."

Die Ruhe vor dem Generalslager tat dann gut. Hier standen meistens nur zwei, drei ältere Herren am Zaun, die stumm die Hand zur Mütze haben. Das sah aus, als würden sie einem Leichenzug die letzte Ehre erweisen.

Wir waren also Mörder. Des Mordes angeklagt und von einem Militärgericht in einem zehntägigen Prozeß im Kensington Palace-garden für schuldig befunden. Unsere Tat sei eine „grausame Story", hatte der Vorsitzende des Gerichts gesagt. Jetzt mußte nur noch die „Black Maria" kommen und uns abholen, damit wir für unsere grausame Story büßen: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Strick um Strick.

Dabei habe ich an dem Strick, der am Hals eines Menschen hing, gar nicht gezogen. Ich habe ihn nicht eine Sekunde in der Hand gehabt, denn ich war damals gerade beim Frühstück. Auch mit dem „Heiligen Geist" hatte ich nichts zu tun. Aber man glaubte mir nicht, das hohe Gericht glaubte einem Zeugen, der mich gesehen haben will. Daran war jetzt wohl nichts mehr zu ändern, und es war jetzt nur noch eine Frage von Tagen, wann ich mit den anderen fünfen in die „Black Maria" steigen mußte ... vor oder nach dem vollen Vierteljahrhundert meines Lebens.

Wenn ich dann aber die zuckenden Schultern Jupps vor mir sah und die beruhigende Stimme des Oberfähnrichs hörte, oder wenn ich nach der Kehrtwendung am Ende des Weges an den anderen vorbeimarschierte, so daß wir uns gegenseitig aufmunternde Blicke zuwerfen konnten ... dann überfiel mich beinahe ein Schuldgefühl gegenüber diesen Mördern.

Sie waren schuldig und ich nicht.



Wie man zum Mörder wird ... Unteroffizier Rolf Herzig, bevor er in englische Kriegsgefangenschaft geriet, wo er in eine „grausame Story" verwickelt wurde und wegen angeblicher Beteiligung an einem Mord ein Todesurteil erhielt

Hätte ich nicht an dem Strick gezogen, wenn er zufällig mir in die Hände geraten wäre? Hätte ich nicht auch bedenkenlos den „Heiligen Geist" mitgemacht?

Ich hätte es getan. Damals hätte ich es ganz bestimmt getan. Und ich glaube, in jenen finsteren Morgenstunden oben am Firth-of-Forth hätten von den tausend Mann jeder an dem Strick gezogen.

•

Das Kriegsgefangenenlager Nr. 21 bei Comrie an der Ausfallstraße nach Firth-of-Forth war ein besonderes Lager. Hier saßen U-Bootsbesatzungen, Fallschirmjäger, Soldaten vom Afrikakorps und von der Waffen-SS. Ich weiß nicht, was die Engländer mit diesem „Nazi-Lager" bezweckten. Hier durfte nicht gearbeitet werden, hier gab's reichlich Hammelfleisch, das die Smutjes von der Marine zu „falschen Hasen" verarbeiteten, hier wurden Orden- und Ehrenabzeichen getragen, hier wurde Hitlers Geburtstag gefeiert, und hier saßen polnische Soldaten auf den Wachtürmen, die mit Maschinengewehren schossen, wenn man sich der verbotenen Zone am Stacheldraht näherte. Wer an irgendeiner Front müde und zerschlagen vor den Engländern die Waffen streckte und dann nach Comrie geriet ... der wurde hier bestimmt aufgefrischt.

Aber man mußte sich schon reichlich verstockt und unbelehrbar zeigen, um würdig befunden zu werden für das Nazi-Lager unter dem düsteren Himmel Schottlands. Oder man mußte was ausgefressen haben, am besten einen Fluchtversuch.

So geriet auch ich nach Comrie. Von der Invasionsfront bei Lille, wo am 3. September 1944 mit 8,8-Geschützen so lange auf die 1. kanadische Panzerdivision gefeuert wurde, bis die ganze Batterie keine Granate mehr hatte, wurden wir auf einigen Umwegen als POWs nach Devizes an der Südküste Englands verfrachtet.

Zehn Kilometer vom Lager entfernt befand sich ein Flugplatz. Hunderte von Transportmaschinen brausten täglich über unsere Köpfe hinweg nach Frankreich. Das brachte einen Stabsarzt der Luftwaffe auf kühne Gedanken. In einem „Coumpound" des Lagers waren deutsche Flugzeugführer zu Dutzenden versammelt, und den meisten von ihnen mußte nicht lange zugeredet werden, bis sie sich bereit erklärten, in ein englisches Transportflugzeug zu steigen. Jetzt brauchte der Stabsarzt nur noch möglichst viele Leute vom Heer, denn erstens wollte er nicht mit leerem Frachtraum nach Hause fliegen, und zweitens mußte vorher die Wachkompanie des Flugplatzes unschädlich gemacht werden.

Der Stabsarzt organisierte alles. Er suchte sich in den verschiedenen „Coumpounds" des Lagers aus allen Waffengattungen seine Leute zusammen, die bei diesem Massenausbruch mitmachen sollten. Ich gehörte auch dazu.

Vorher überredete mich Günter zu einem kleinen privaten Unternehmen. Wir wollten nicht fliehen, sondern nur bis zu dem Abfallhaufen des amerikanischen Hospitals hinüberlaufen, weil wir schrecklichen Hunger hatten. Was sich dort, wenige hundert Meter vom Lager entfernt, abspielte, war nicht mit anzusehen. Die Amis bekomen von zu Hause riesige Freßpakete, mit denen sie einfach nichts anzufangen wußten. Sie brachen die Pakete auf, nahmen die Briefe heraus und warfen das übrige Zeug auf den berghohen Abfallhaufen. Nur der Stacheldraht trennte uns davon, vier K-Rollen und zwei Flanderzäune. Aber es war schon durchzukommen. Die Posten drehten gelangweilt ihre Runden und sahen weder links noch rechts.

Zwischen acht und neun Uhr abends krochen wir hinaus. Unbehindert kamen wir zu den Fleischkonserven Amerikas und stopften uns die Taschen voll. Günter war überzeugt, daß in einigen Paketen auch noch Zigaretten waren, und so wühlten wir in aller Ruhe weiter. Bis dann im Lager die Alarmsirenen heulten.

„Feierabend!" sagte Günter und nahm im Dunkeln volle Deckung. Es war mir unbegreiflich, wieso unser Ausbruch so schnell bemerkt werden konnte. Kein Mensch kümmerte sich normalerweise um diese Tageszeit um die Gefangenen. Aber die Scheinwerfer auf den Wachtürmen tasteten nervös den Stacheldraht ab und die Posten liefen aus den Wachstuben. Nicht daran zu denken, daß wir jetzt noch unbemerkt zurück konnten.

Günter sagte: „Das beste ist, wir hauen jetzt ab."

Wohin soll man auf einer Insel abhauen? Während des ganzen Krieges ist kein einziger deutscher Kriegsgefangener von England zurückgekommen, und wenn der Plan des Stabsarztes mit den Transportmaschinen glückte, war das eine Sondermeldung wert. Aber zu zweit allein hatten wir nicht die geringsten Chancen.

[FORTSETZUNG AUF SEITE 20]


REEMTSMA
OVA
VIRGINIA
1
2
1+2
Doppelmischung
auf Piedmont-Bas
Ja, die gute Ova!

(FORTSETZUNG VON SEITE 18)

Trotzdem liefen wir einfach drauf los. Es war nicht ratsam, den aufgescheuchten Wachsoldaten in die Hände zu geraten, deshalb marschierten wir die ganze Nacht durch. Immer in Richtung Norden. Und wir redeten uns gegenseitig ein, daß wir nach Irland wollten.

Als der nächste Morgen dämmerte, krochen wir in eine leere Scheune und blieben dort den ganzen Tag. Gegen Abend hatten wir genug von dieser sinnlosen Flucht. Es war nicht einzusehen, weshalb wir uns Blasen an die Füße laufen sollten, bevor wir eingefangen wurden.

Am Rande der nächsten Ortschaft sahen wir ein Nissenhüttenlager. Einige Soldaten lungerten im Hof herum. Wir gingen durch das unbewachte Tor, aber kein Mensch kümmerte sich um uns. Günter stieß mich in die Seite und flüsterte: „Du, das sind Amis."

Um der Sache ein Ende zu machen, stießen wir die erste beste Tür auf und gerieten dabei in einen Waschraum. Ein Ami stand vor einem Wasserhahn und rasierte sich.

„Wir sind Deutsche", sagte ich.

Er drehte uns sein eingeseiftes Gesicht zu und sagte: „Stellt euch dort in die Ecke."

Dann rasierte er weiter. Als er endlich damit fertig war, ging er vor die Tür und pfiff durch die Finger. Nach einer Weile kamen drei Soldaten mit Stahlhelmen und Maschinenpistolen. Am nächsten Tag gegen Mittag waren wir wieder in Devizes an der Südküste, und der Lagerkommandant sagte: „Etwas Blöderes ist euch wohl nicht eingefallen."

Wir bekamen 28 Tage Arrest, und ich dachte, so, jetzt wird der Stabsarzt ohne mich abfliegen, und ich werde diesen Krieg als POW beenden.

Es kam aber ganz anders. Ich sollte diesen Krieg als Mörder beenden, und dazu mußte noch einiges geschehen.

Nach ungefähr fünf Tagen holten sie mich aus dem Arrest. Auf dem Weg durch das Lager sah ich Panzer draußen vor dem Stacheldraht stehen. Ich wurde gefesselt und auf einen Lastwagen verfrachtet, auf dem bereits siebenundzwanzig Mann saßen. Ich war der achtundzwanzigste. Wir kannten uns gut, es waren die vom Stabsarzt eingeteilten Anführer der einzelnen Ausbruchsgruppen.

„Wieso ist die Sache geplatzt", fragte ich leise meinen Nachbarn. Er sagte kein Wort. Während der ganzen Fahrt redete keiner ein Wort.

In London vernahm uns ein Oberst. Ich glaube, es war der Chef des Intelligence Service, Abteilung Kriegsgefangene. Sein Verhör war sehr kurz, denn er wußte bereits alles. Wir sahen uns mißtrauisch an. Jetzt redete auch ich mit keinem mehr ein Wort, denn es war klar, daß einer von uns den Plan des Stabsarztes verpfiffen hatte.

Nach einer Woche hieß es, siebenundzwanzig Mann kämen in das Lager Comrie in Nordschottland am Firth-of-Forth.

Und der achtundzwanzigste?

Wir fragten den Oberst, wo der achtundzwanzigste sei, denn der mußte der Verräter sein.

Er wies mit dem Daumen über die Schulter und sagte: „Nebenan."

Dann ging er mit schnellen Schritten aus dem Vernehmungszimmer. An der Tür drehte er sich nochmal um und sagte: „Aber nicht totmachen . . . Gnade euch Gott, wenn ihr den Kerl totmacht."

Drei Mann liefen hinüber in das Nebenzimmer. Die Posten rührten sich nicht vom Fleck, und der Obergefreite Starch, der dort in dem Nebenzimmer saß, wehrte sich nicht. Er gab keinen Laut von sich, bis ihn Sanitäter auf einer Bahre wegtrugen.

Am nächsten Tag fuhren wir mit der Eisenbahn in einem Sonderabteil nach Comrie.

*

In dem Transport nach Comrie befand sich auch Wolfgang Rosterg. Er hatte mit dem mißglückten Ausbruchsversuch des Stabsarztes nicht das geringste zu tun, er kam auch aus einem anderen Lager. Ich weiß nicht, warum dieser Rosterg ausgerechnet nach Comrie geschickt wurde. Er war viel älter als wir, und man merkte es ihm sehr schnell an, daß er uns nicht für voll nahm.

Er sagte uns, daß er vor dem Krieg Abteilungsleiter einer Ölgesellschaft gewesen sei, er sagte uns, daß er jahrelang in Amerika gelebt habe, er führte uns seine Sprachkenntnisse vor, in dem er Sätze blitzschnell in sieben verschiedene Sprachen übersetzte. Deshalb habe er auch den Krieg entweder bei den Stäben als Dolmetscher zugebracht oder als Ortskommandant in den besetzten Gebieten. Dieser Wolfgang Rosterg wußte eine ganze Menge, und ihm konnte nichts imponieren. Er sagte uns ganz deutlich, daß ihm nichts imponieren konnte, aber auch rein gar nichts . . .

Am frühen Nachmittag kamen wir in Comrie an. Es war am 2. Dezember 1944. Die Sonne stand schon längst hinter den hohen, kahlen Bergrücken. Die Hänge waren verschneit und die grauen Felsbrocken hingen an den glatten, weißen Flächen wie riesige Warzen.

Von Comrie marschierten wir sechs Kilometer durch das breite Tal zum Lager. Mir war richtig unheimlich zumute. In der Dämmerung nahmen die Warzen an den Berghängen immer gespenstischere Formen an. So etwas hatte ich noch nie erlebt, weder in Serbien noch in Rußland. Hier fror man nicht, hier wurde gefröstelt. Hier biß einem die Kälte nicht die Gliedmaßen ab, hier bekam man eine Gänsehaut.

Ich fühlte mich erst geborgen, als ich endlich in eine Nissenhütte geführt wurde. Die einstöckigen Pritschen an den Längswänden ließen in der Mitte einen schmalen Gang frei, in dem drei Kanonenöfen standen. Ich bekam einen Strohsack und drei Decken, und dann ließ man mich in Ruhe.

*

In dieser Nacht vom 22. zum 23. Dezember kam in der Nissenhütte Nr. 4 der „Heilige Geist". Ich sah und hörte nichts davon, denn ich schlief in der Hütte Nr. 3. Aber am nächsten Morgen erfuhr ich alle Einzelheiten, und vor Gericht wurde oft genug davon gesprochen, so daß ich heute diese verhängnisvolle Nacht so nacherleben kann, als ob ich mit dabei gewesen wäre.

Wolfgang Rosterg ist in die Nissenhütte Nr. 4 eingewiesen worden. Dort konnte er gleich sein perfektes Englisch an den Mann bringen. Täglich wurden englische Zeitungen im Lager verteilt, und da damals gerade die Ardennenoffensive im Gange war, wollte jeder die Nachrichten übersetzt haben.



Der Schauplatz der „grausamen Story", die Nissenhütte Nr. 4 im deutschen Kriegsgefangenenlager in Comrie, Nordschottland. Die dritte Pritsche von rechts sollte in der Nacht vom 23. Dezember 1944 vom „Heiligen Geist" heimgesucht werden. Auf dem unteren Bett lag der Kriegsgefangene Wolfgang Rosterg, dem diese Aktion zum Verhängnis werden sollte. Vor dieser Pritsche fand in den Morgenstunden des 23. Dezember auch die „Gerichtsverhandlung" statt, bei der Rosterg von seinen Kameraden als Verräter und Deserteur entlarvt wurde. Von hier wurde er zur Hinrichtung geführt

Rasterg übersetzte fließend. Er hockte auf seiner Pritsche und verlas den Bericht des englischen Hauptquartiers. Die von der Hütte Nr. 4 hörten ihm schweigend zu. Rasterg geriet in Schwung und ergänzte den Bericht mit einigen Betrachtungen und Kommentaren. Er hielt nicht viel von der Ardennenoffensive, denn ihm konnte schon lange nichts mehr imponieren. Er deutete das so ungefähr an, er ließ durchblicken, daß er noch mehr wußte, und daß es eines Tages wahrscheinlich ein böses Erwachen gäbe, auch hier in Camrie. Alle hörten ihm stillschweigend zu. So was ist in Comrie noch nie laut ausgesprochen worden. Immerhin, der Mann hatte Mut, und was er so nebenbei, eigentlich ganz unaufdringlich von sich gab, hatte Hand und Fuß.

Es wäre immer noch alles gut gegangen, und keiner wäre in Camrie zum Mörder geworden, wenn nicht gerade in diesem Augenblick die „Lagerpost" gekommen wäre. Irgend jemand riß die Türe auf, warf ein Bündel Zeitungen in die Ecke und rief: „Die ‚Lagerpest' ist da."

Die „Lagerpost", eine deutschsprachige Kriegsgefangenenzeitung, die wöchentlich einmal erschien, wurde grundsätzlich nicht gelesen. Kein Mensch rührte die „Lagerpest" an. Das war Ehrensache.

Aber da war einer, der es Wolfgang Rasterg gleichtun wollte. Er ging mit betonter Gleichgültigkeit in die Ecke, in der das Zeitungsbündel lag, griff sich ein Exemplar und sagte so laut, daß es jeder hören konnte: „Mal sehn, was die ‚Lagerpost' dazu sagt." Er sagte ganz deutlich „Lagerp o s t". Damit ging er auf seinen Platz zurück, und ein weiterer Zufall wollte es, daß er ausgerechnet über Wolfgang Rasterg auf der Pritsche schlief.

Hundert Augenpaare verfolgten diese Demonstration. Aber auch jetzt noch wurde geschwiegen. Eine unheimliche, eine drohende Stille geisterte durch die Hütte Nr. 4.

Punkt elf Uhr abends ging in den Hütten regelmäßig das Licht aus. Dann brannten nur noch draußen vor den Stacheldrähten die hellen Bogenlampen und die Scheinwerfer der polnischen Wachmannschaften. Kurz vor elf Uhr gingen einige Männer aus der Hütte Nr. 4 hinaus auf die Lagerstraße. Daran war an sich nichts Auffälliges, aber an diesem Abend war es jedem klar, daß diese fünf, sechs Mann draußen den „Heiligen Geist" verabredeten. In dieser Nacht mußte der „Heilige Geist" kommen, denn noch nie war in Camrie ein Mann so aus der Reihe gesprungen, wie dieser Kerl mit seiner dreckigen „Lagerpost". Dem mußte man die Decken über den Kopf ziehen, auf den Bauch legen und mit dem Koppel abstauben.

Aber keiner dachte an Rasterg, der darunter schlief.

Kurz nach Mitternacht krochen fünf, sechs Mann aus den Betten. Es war zweckmäßig, möglichst lautlos durch den schmalen Mittelgang zu schleichen, damit der Betroffene nicht aufwachte, bevor sein Kopf in den Decken steckte.

Auch jetzt noch wöre alles glatt gegangen, es hätte ein wüstes Gewürge und Gekeuche gegeben, blaue Flecken und ein paar Striemen auf der Haut wären die einzigen Folgen dieser Nacht gewesen — wenn Wolfgang Rasterg tief geschlafen hätte.

Er hat aber nicht geschlafen, er hat das Schleichen und Schlurfen und Flüstern gehört, und dann hat er, dem doch sonst nichts imponieren konnte, einfach die Nerven verloren.

Die Angreifer merkten nur, daß jemand dicht vor ihnen aus dem Bett sprang. Sie waren so überrascht, daß sie sich der Reihe nach wegstoßen ließen. Einer flog mit schrecklichem Gepolter an den Kanonenofen im Mittelgang.

Der Flüchtling, den immer noch niemand erkannt hatte, kam nicht weit. Er wußte nicht, daß die Türen der Nissenhütten nach 23 Uhr von den Wachmannschaften abgesperrt wurden. Er rüttelte und riß daran, bis der „Heilige Geist" ihn endlich überwältigte.

Sekunden später zündete einer ein Talglicht an und leuchtete dem Ausreißer ins Gesicht.

„Sieh mal an, der Neue", sagten sie erstaunt und ahnten immer noch nichts Böses.

Wolfgang Rasterg schien von allen guten Geistern verlassen zu sein. Er päbelte die Leute in ohnmächtiger Wut der Reihe nach an und biß und strampelte wie besessen um sich.

Da packte ihn einer am Hemd und fühlte dabei, daß Rosterg darunter etwas verborg.

Sie rissen das Hemd auf und fanden einen Leinenbeutel, den Rasterg wie eine Erkennungsmarke an einem Band um den Hals trug. Engbeschriebene Papiere waren darin, aber alles in Englisch. Wer zum Teufel kann das lesen! Sie blätterten ein wenig hilflos in den Bogen herum und waren nahe daran, den ganzen Kram in den Beu-

(FORTSETZUNG AUF SEITE 22)







(FORTSETZUNG VON SEITE 21)

tel zurückzustecken. Wieder hing die „grausame Story", die ein halbes Jahr später den Vorsitzenden des britischen Militärgerichts so empörte, an einem Faden.

Rasterg schrie: „Das ist mein Tagebuch, ihr Nazischweine ... gebt mir mein Tagebuch zurück ..."

Er hätte in dieser Situation nicht „Nazischweine" schreien sollen. Denn jetzt las einer auf der ersten Seite die Worte „British Military Intelligence". Das verstand jeder. Und dann wurde der Unteroffizier Hans Bieneck aus dem Bett geholt, weil der ein wenig Englisch konnte.

Von diesem Augenblick an gab es kein Zurück mehr. Jetzt mußte die „grausame Story" unaufhaltsam abrollen, jetzt konnte es nicht mehr lange dauern, bis aus den Kriegsgefangenen des Lagers Comrie ein halbes Dutzend zu Mördern wurden.

In dem Dokument, das an den „British Military Intelligence" gerichtet war, legte Rasterg einen lückenlosen Rechenschaftsbericht über seine bisherige Tätigkeit ab. In dem Beutel trug er den Durchschlag. Das Original war offenbar längst an seinem Bestimmungsort. Bieleck kam mit seinem mühsamen Gestottere nur bis zu der Stelle, an der Rasterg berichtete: „... und dann entschloß ich mich, zu den Alliierten überzulaufen ... ich nahm die Kriegstagebücher und eine genaue Lageskizze von der Aufstellung der Truppenteile mit ..."

Dann rief einer: „Genug für heute, der Rest wird morgen besorgt ... und jetzt, Kameraden: ein Lied! Drei ... vier ...!"

In der Nissenhütte Nr. 4 wurde mitten in der Nacht ein Lied gesungen. Es hallte weithin über das ganze Lager. Sie sangen: „Warte, warte nur ein Weilchen, dann kommt Harmann auch zu dir, mit dem kleinen Hackebeilchen ..." Sie sangen so laut, daß von Rasterg nichts mehr zu hören war.

So endete die Nacht, in der in Comrie der „Heilige Geist" erschien.

*

Als am nächsten Morgen, am 23. Dezember, um 6 Uhr früh das Licht anging, wußte ich noch nichts davon, was in der Nissenhütte nebenan in der Nacht vorgefallen war. Als Neuling muß man sich in einem Lager erst zurechtfinden, man muß herauskriegen, wie man am schnellsten an einen Wasserhahn kommt, um sich waschen und rasieren zu können, und man muß zusehen, daß man beim Frühstück nicht übergangen wird.

Mit alledem war ich vollauf beschäftigt. Aber es war nicht zu überhören, als einer rief:

„Nebenan haben sie einen Spitzel erwischt ... Es ist einer von den Neuen. Der kann jetzt sein Testament machen ..."

Natürlich ging ich auch hinüber. Die Nissenhütte war brechend voll. Auf allen Pritschen und Bänken hockten und kauerten halbangezogene Landser. In einem engen Halbkreis stand Wolfgang Rasterg. Seine Hände waren am Rücken gefesselt, und ein dicker Strick hing an seinem Hals. Sein Gesicht war verquollen, aber er hielt sich aufrecht, und seine Antworten waren deutlich zu hören.

Trotzdem drängte ich mich vor, so weit es ging, und vielleicht war das mein Verhängnis.

Unteroffizier Bieneck verlas ein Schriftstück, bei dem sich einem die Haare sträubten. Demnach war Rasterg nicht nur ein Deserteur, sondern ein ausgekochter Spion. Schließlich wurde das merkwürdige Gerichtsverfahren auf einige Fragen und Antworten abgekürzt.

„Stimmt es, daß du mit einem französischen Paß zu den Engländern übergelaufen bist?"

Rasterg sagte: „Ja!"

„Stimmt es, daß du Lageskizzen mitgenommen hast?"

Rasterg sagte: „Ja!"

„Stimmt es, daß du mit dem militärischen Abwehrdienst der Tommies Verbindung aufgenommen hast?"

Wieder kam das: „Ja!" Er sagte das „Ja", ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Und das steigerte unsere Wut. Nach jedem „Ja" brüllten an die 200 Soldaten in der engen Nissenhütte. Der Angeklagte, die Ankläger und die Zuhörer steigerten sich in eine fanatische Besessenheit hinein.

„Stimmt es, daß auf deinen Skizzen auch die Minenfelder vor den deutschen Linien eingezeichnet waren?"

„Ja", schrie Rasterg zurück. Und die Männer des Afrikakorps, die Fallschirmjäger, die U-Bootfahrer und Waffen-SSler brüllten: „Hängt ihn ...!"

Vorerst kam aber noch der Lagerführer, Oberbootsmannsmaat Pirau, ein Riese von Gestalt, vor dessen Bärenkräften jeder Respekt hatte. Er nahm Rasterg in seinen Schutz und führte ihn in seinen kleinen Büroraum.

Die Meute staute sich vor der Tür. Ich wunderte mich nur, daß von den Wachsoldaten immer noch niemand eingriff.

Ich war aber überzeugt, daß der Lagerführer den Verräter Rasterg solange bei sich in Gewahrsam halten würde, bis ihn die Wachmannschaften in Schutzhaft nahmen. Fröstelnd ging ich durch die stockdunklen Lagerstraßen hinüber zum Eßraum und holte mir meinen Tee und ein Brot. Ich hatte seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, und so war mir das Frühstück wichtiger als alles andere. Um acht Uhr war Appell. Wir mußten in Fünferreihen antreten, und dann wurde hinausmarschiert auf den Sportplatz. Beim Tor wurden wir gezählt. Dabei ergab es sich nun, daß einer fehlte. Der Dolmetscher Wolfgang Rasterg fehlte. Mein Nebenmann flüsterte mir zu: „Sie haben ihn im Waschraum erhängt!"

*

Drei Tage später, nach Weihnachten, kam eine Mordkommission, und wir wurden alle kurz verhört. Dann geschah nichts mehr. Wochen- und monatelang rührte sich überhaupt nichts mehr. Wolfgang Rasterg schien vergessen zu sein.

Am ersten April wurde ich namentlich aufgerufen und mußte mit meinen Sachen ans Tor gehen. Nach einer Stunde waren hier zwölf Mann versammelt, darunter auch der Matrose Jupp Mertens.

Er war ganz grün im Gesicht vor Aufregung und sagte: „Das ist wegen dem Rasterg. Paß nur auf, was jetzt mit uns geschieht ..."

Wir wurden nach London transportiert, und im Sommer standen wir im Kensington Palacegarden vor einem Militärgericht. Zehn Tage dauerte der Prozeß. Es gab da einen Belastungszeugen, der steif und fest behauptete, er habe mich gesehen ... mit dem Strick in der Hand.

Am 12. Juli wurde uns ein Schriftstück überreicht, das uns der Dolmetscher übersetzte. So erfuhren wir, daß wir als Mörder zum Tode verurteilt worden sind. Wolfgang Rasterg war gerächt.

*

Auch der 23. September ging vorüber und die „Black Maria" kam immer noch nicht, um uns abzuholen. Ich war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, und der Termin, den ich mir gesetzt hatte, den ich so gern erleben wollte, war verstrichen. Ich hatte jetzt auch nichts mehr, an das ich mich klammern konnte. Wenn wir wenigstens gewußt hätten, wann mit dem Ende zu rechnen war! Kamen sie morgens, oder kamen sie abends, oder womöglich in der Nacht? Unsere Posten, die uns mit Mohrrüben versorgten, damit wir neben der dünnen Suppe etwas zu beißen hatten, zuckten auch nur mit den Achseln, wenn wir sie danach fragten. Sie hatten darin anscheinend keine Erfahrung.

Jupp Mertens sah sie zuerst. Er hing den ganzen Tag am Gitter und starrte hinaus. So sah er in den Morgenstunden des 5. Oktober die „Black Maria" kommen, eskortiert von Polizisten auf Motorrädern.

Wir hörten Jupp rufen, aber wir verstanden ihn nicht. Als ich seine Stimme hörte, stürzte ich ans Fenster, und dann sah ich sie auch.

Es ging alles sehr schnell. Meine Zelle wurde aufgeschlossen und zwei Handschellen schlossen sich um meine Handgelenke. Ich verlor für Sekunden die Fassung, denn ich hatte nicht damit gerechnet, daß ich als erster dran kommen würde, und in der letzten Stunde sind Sekunden kostbar. Aber dann wurde ich nicht über den Hof in das wartende schwarze Auto geführt, sondern durch einen langen Gang in das Dienstzimmer des Kommandanten.

Ich dachte, hoffentlich fällt ihm der Abschied nicht schwer.

Er saß regungslos hinter seinem Schreibtisch und ließ sich Zeit. Dann nahm er eine Akte zur Hand und las mit spröder Stimme:

„Auf gnadenvolles Geheiß seiner Majestät des Königs werden Sie vom Tode zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt."

Ein Jeep brachte mich in das Londoner Gefängnis Wormwoods-Scrubs. Die „Black Maria" habe ich nicht mehr gesehen.

Aber am nächsten Tag steckte mir ein Wärter eine Zeitungsnotiz zu, worin gemeldet wurde, daß meine fünf Kameraden hingerichtet worden sind. Sie starben im Pentonville-Gefängnis. Dann kam auch noch mein Verteidiger, der mir erzählte, daß die fünf Hingerichteten am 23. September ein Gnadengesuch für mich an den englischen König gerichtet hätten. Ihnen habe ich es also zu verdanken, daß ich am Leben geblieben bin.

— ENDE —

Humor



„Macht man Pyramidon nicht so?"



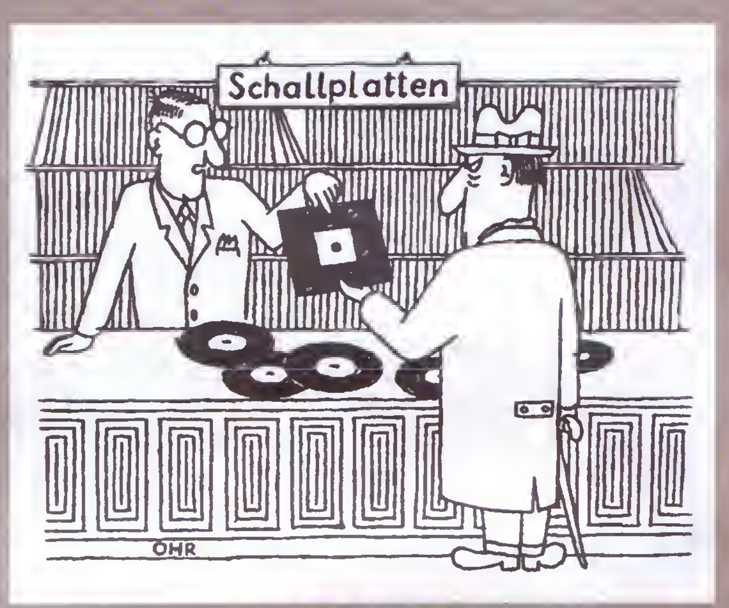
„Ach du liebe Zeit, was ist Ottmar groß geworden!"



„... er hat heute einen schweren Kopf!"



„Herr Baron haben geläutet?"



„... Marschmusik!"



„Olaf Hering!" — „Angenehm, Bismarck-Hering!"

Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 18. BIS 24. OKTOBER 1953

Depressive Tendenzen beeinflussen wahrscheinlich die allgemeine Stimmung ziemlich erheblich. Um im Grunde kleine politische Streitobjekte könnte mit einer Zähigkeit gefeilscht werden, die in keinem Verhältnis mehr zum Wert des möglichen Gewinns steht. Die offensichtlichen Schönheitsfehler, die dem Umgang der Mächtegruppen anhaften, wird man vielleicht auch am Verhalten prominenter Einzelpersönlichkeiten feststellen. Skandalgeschichten könnten an die Öffentlichkeit dringen, die das Vertrauen der Massen in ihre führenden Schichten weiter erschüttern. Trotz allem wird auf wirtschaftlichem Gebiet unter Umständen eine wichtige Etappe auf dem Weg zum Zusammenschluß erreicht.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Die bemerkenswerten wirtschaftlich-beruflichen Aufstiegskonstellationen werden durch eine seelische Krise beschattet. Auch wenn die Situation am 20./21. X. noch so günstig ist, werden Sie sich kaum überwinden können, sie zu nützen.
1.—9. Januar Geborene: Die Einnahmen scheinen zur Zeit etwas spärlicher zu fließen. Man wird aber in den nächsten Wochen gewiß wieder auf Sie zurückkommen. Sie müssen freilich auch von sich aus hinterher sein. Vorsicht am 21. X.!
10.—20. Januar Geborene: Was sich bei Ihnen privat abspielt, scheint die für Sie wesentlichen Leute einigermaßen zu irritieren. Sie leisten hoffentlich einen Beitrag, daß die Verstimmung nicht noch wächst. Schlecht: der 21./22. X.

WASSERMANN

21.—30. Januar Geborene: Mit tröstenden Worten ist Ihnen leider wenig geholfen. Sie sind in Bedrängnis geraten, und am 22./23. X. schmerzen die Verluste besonders. Immerhin könnte sich schon Anfang November die Chance bieten, sich anderswo umzusehen.
31. Januar bis 8. Februar Geborene: Ihr Selbstbewußtsein ist gewachsen. Bleiben Sie aber auf der Hut, es scheint, Sie haben von einem Arbeitskollegen eine zu freundliche Meinung. Am 23. X. könnte es einen Zwischenfall geben.
9.—18. Februar Geborene: Gerade weil es Ihnen im Augenblick nicht erforderlich erscheint, sollten Sie möglichst nüchtern und vorsichtig kalkulieren. Der 18. X. gibt Ihnen recht, aber am 23./24. X. liegen Sie bedenklich schief.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Ihre Lage müßte sich eigentlich weiterhin spürbar verbessern. Am 18./19. X. tun Sie gut, unbedingt rechtzeitig zur Stelle zu sein; es macht sich am 22./23. X. bezahlt. Insgesamt gehen Sie jetzt durch einen besonders wichtigen Abschnitt.
28. Februar bis 9. März Geborene: In dieser Woche werden Sie vielleicht mancherlei vermissen, was Ihnen in der letzten Zeit das Leben angenehm machte. Halten Sie sich auf dem laufenden und bekunden Sie weiterhin Ihr Interesse.
10.—20. März Geborene: Jetzt ist Gelegenheit, manches aus der Welt zu schaffen. Am 19./20. X. erwartet man Ihre Vorschläge, am 23./24. X. müßte sich ein gemeinsamer Nenner unschwer finden lassen. Etwas kostet's allerdings.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Sie wissen hoffentlich, was Sie sich leisten können und was nicht. Was Sie für den 20./21. X. vorhaben, sollte niemand etwas angehen. Oder sollte Ihnen ein Prozeß gelegen kommen? Selbst ein klarer Gewinn wäre zu teuer erkauft.
31. März bis 9. April Geborene: Auf eine schnelle Entscheidung sollten Sie jetzt lieber noch nicht drängen. Nachdem Sie so lange warten mußten, wird es ja wohl jetzt auch nicht auf die Minute ankommen. Der 21. X. berät Sie schlecht.
10.—20. April Geborene: Sie haben das Recht auf Ihrer Seite und können im Augenblick noch vieles durchsetzen. Am 18. X. fühlen Sie sich siegessicher. Der 21./22. X. erfüllt Sie jedoch mit Sorge darüber, was weiter werden wird.

STIER

21.—29. April Geborene: Am 22./23. X. könnte ein Angebot an Sie herangetragen werden, das für Ihre zukünftige Existenz von entscheidender Bedeutung ist. Sie versäumen in den Tagen vorher hoffentlich keine Gelegenheit, sich bei den Zuständigen einführen zu lassen.
30. April bis 9. Mai Geborene: Ihr Betrieb läuft, aber auf vergrößerte Gewinne hinzuarbeiten, dürfte momentan ein vergebliches Bemühen sein. Sorgen Sie vor, daß Sie im November den wachsenden Anforderungen gerecht werden können.
10.—20. Mai Geborene: Die wirtschaftlichen Konstellationen sind gut, das wird sich vor allem am 23./24. X. zeigen. Sie können ruhig ein bißchen mehr als sonst wagen. Auch für die nächsten Wochen ist kein Rückschlag zu befürchten.

ZWILLINGE

21.—30. Mai Geborene: Eine anregende Woche liegt vor Ihnen, auch wenn der Abschied am 18./19. X. zunächst einmal schwerfällt. Am 24./25. X. sind Sie so richtig in Ihrem Element und mit denen, die um Sie sind, aufs glücklichste verbunden.
31. Mai bis 9. Juni Geborene: Sie können sich anscheinend nur schwer konzentrieren. Das dürften die Nachwirkungen des aufregenden ersten Oktober-Drittels sein. Am 21. X. wird es Ihnen aber endgültig gelingen, sich frei zu machen.
10.—20. Juni Geborene: War das nicht vorauszusehen, daß sich die anderen wehren würden? Aber seien Sie guter Dinge, sie können Ihnen nicht den Rang ablaufen. Am 18. und 21./22. X. fühlen Sie sich allen Strapazen gewachsen.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Ihre existentiellen Verbesserungen auf lange Sicht verlangen nun einmal, daß Sie frühere Beziehungen abschreiben und das Privatleben dem Beruflichen unterordnen. Am 18./19. und 22./23. X. liegen die Vorteile auf der Hand.
2.—11. Juli Geborene: Werden Sie am 21. X. bitte nicht ungeduldig oder unsachlich. Sobald es Ihren Kontrahenten nur möglich ist, werden sie Ihnen auch wieder voll zur Verfügung stehen. Eine Abrechnung am 23. X. muß Sie befriedigen.
12.—22. Juli Geborene: Die letzten Monate haben Ihnen zwar schwer zugesetzt, aber darüber sollten Sie doch nicht ganz vergessen, was Sie sich in der Wahl Ihres Umgangs schuldig sind. Am 19./20. und 23./24. X. sind Sie einsichtiger.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Sie legen am 20./21. X. einen Optimismus an den Tag, daß sich die anderen, die Ihre Lage kennen, nur wundern können. Es ist jetzt wahrhaftig nicht angebracht, sich selbst etwas vorzumachen. Der 22./23. X. ernüchtert.
3.—12. August Geborene: Es hat in der letzten Zeit einige Fehlschläge gegeben. Vergessen Sie das bitte nicht gar zu rasch. Am 21. X. sind Sie versucht, das Praktische zu vernachlässigen. Die Quittung dafür brächte dann der 23. X.
13.—23. August Geborene: Die Anerkennung, die Sie finden, beflügelt Sie. Aber leider sind nicht alle Leute Ihre Freunde, das werden Sie am 23./24. X. erleben. Für die kommenden Wochen brauchen Sie wahrscheinlich starke Nerven.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Zur Zeit macht man es Ihnen leicht. Am 18./19. und 22./23. X. können Sie die in Sie gesetzten Erwartungen spielend erfüllen. Es ist aber wichtig, daß Sie sich nicht nur mit Vorgesetzten, sondern auch mit Kollegen gut stellen.
3.—12. September Geborene: Sie haben Eindruck gemacht. Am 19. könnte man mit neuen Aufgaben an Sie herantreten. Wenn Sie diese ebenso exakt ausführen wie die vorherigen, braucht Ihnen um die nächste Zukunft nicht bange zu sein.
13.—23. September Geborene: Sie sind entschlossen, sich gegen allen Widerstand durchzusetzen, selbst wenn größere Unkosten damit verbunden sind. Am 23./24. X. dürfte man sich bereit erklären, Ihre Forderung anzuerkennen.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Wahren Sie, wohin und zu wem Sie auch kommen, die Form. Besonders am 20./21. X. ist das wichtig. Noch glauben Sie zwar, Ihnen ließe man alles durchgehen, aber bald werden Sie eines anderen belehrt. Der November beginnt kritisch.
3.—12. Oktober Geborene: Prüfen Sie, ob die Freundlichkeiten, mit denen man Sie plötzlich überschüttet, aus ehrlichem Herzen kommen. Auf alle Fälle wird es gut sein, sich solange reserviert zu zeigen, bis Sie Klarheit haben.
13.—23. Oktober Geborene: Dieses Ziel hätten Sie nun glücklich erreicht. Aber damit, daß Sie im Sattel sitzen, ist nicht alles getan. Schon am 21./22. X. sehen Sie neue Hindernisse auftauchen, die nicht leicht zu nehmen sind.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Am 18./19. X. überläßt man Ihnen die Verantwortung. Es hängt für Sie sehr viel davon ab, wie Sie diese Prüfung bestehen. Vor allem am 22./23. X. gilt es, sich zu bewähren. Hoffentlich verläuft alles, wie Sie sich's wünschen.
2.—11. November Geborene: Man ist darauf vorbereitet, daß Sie kommen und Ihre Vorschläge unterbreiten werden. Es müßte Ihnen gelingen, eine Zusage zu erhalten. Im November wären Sie dann von der Sache ganz in Anspruch genommen.
12.—22. November Geborene: Sie müssen sich ziemlich anstrengen, um nicht in Verzug zu geraten. Am 19./20. und 23./24. X. haben Sie bestimmt keine Zeit, an etwas anderes als an die Arbeit zu denken. Nutzen Sie diesen lebhaften Abschnitt.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Sie bemerken es hoffentlich, wie rührend man bemüht ist, Ihnen die Wege zu ebnen und einen Start zu erleichtern. Seien Sie doch am 18./19. X. nicht so zaghaft. Das Experiment wird ganz bestimmt glücken.
2.—11. Dezember Geborene: Sie denken augenblicklich zu viel nach. Damit kommen Sie aber nicht weiter. Werfen Sie allen Ballast über Bord und richten Sie Ihren Blick in die Zukunft, die für Sie glücklicher zu werden verspricht.
12.—21. Dezember Geborene: Fallen Sie nicht darauf herein, daß die anderen sich harmlos geben. Der 19./20. X. würde Sie sonst leider bitter enttäuschen. Noch verfügen Sie nicht über die Mittel, die Ihren Sieg garantieren.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER

GEBOREN ZWISCHEN 18. UND 24. OKTOBER 1953

Ein beschwingtes, anziehendes Wesen haben diese Kinder. Sicherlich werden sie gesellschaftlich einmal eine nicht unbedeutende Rolle spielen; man dürfte sie bevorzugt hinzuziehen und ihren Rat suchen. Sie lieben die Buntheit des Lebens, seine Fülle und unerschöpflichen Möglichkeiten. Sie machen jedoch keinen unbedenklichen Gebrauch von dem, was sie vielleicht oft durch Zufall entdecken oder was sich Ihnen anbietet. Verantwortliches Handeln ist ihnen selbstverständlich. Sie können mit System und Ausdauer arbeiten und zeigen dabei auch ein überdurchschnittlich praktisches Geschick. Wer ihnen Konkurrenz zu machen suchte, müßte schon mit ganz besonderen Talenten aufwarten können, sollte es glücken, sie zu überholen. Die Mädchen werden von einem fein reagierenden Gefühl sicher geleitet. Für sie gibt es wahrscheinlich kaum je die Frage, was zu tun ratsam und zu lassen richtig wäre.

Sternschnuppen

NOTWEHR. In Paris stand der städtische Angestellte Pierre Florain wegen Ausstellung ungedeckter Schecks vor dem Richter. Der Angeklagte hatte die Schecks seiner Frau gegeben, die Madistinnen und Schneiderinnen bezahlen wallte. Pierre wurde freigesprochen. Der Richter entschied, daß einem Ehemann jedes Mittel recht sei, seine Frau zur Sparsamkeit zu erziehen.

*



KONSEQUENT. Buchhändler Adams in Washington erhielt eine schriftliche Bestellung auf Tennysons gesammelte Werke mit folgender Anmerkung: „Aber bitte nicht in Kalbsleder gebunden, bin strenger Vegetarier."

*

1 : 1. Der Bürgermeister von Sauerbach in der Eifel wurde vom Statistischen Landesamt aufgefordert, den Prozentsatz der Sterbefälle mitzuteilen. Nach langen Überlegungen schickte er schließlich folgende Meldung: „Ein Todesfall pro Gestorbenen."

*

VERGESSLICH. „Ei, ei, wer kommt denn da?", wunderte sich Sergeant Williams in der Christchurch Road in London. Der also Angesprochene tastete erschracken nach seinem Gesicht. Er hatte vergessen, seine schwarze Maske abzulegen. So wurde der mindestens fünfzigfache Einbrecher John Melege mit einer Beute von mehr als 16 000 Pfund nach einem Juwelenraub in Hampstead Heath gefaßt.

*

PARAGRAPH 51. Bei Alt-Duvenstadt (Kreis Rendsburg) stieß ein dänischer Pkw mit einer Kuh zusammen. Der Rendsburger Polizeibericht erklärte dazu: „Der Unfall ist auf den Unverstand der Kuh zurückzuführen, die nicht auf die Zeichen ihres Wärters achtete."



*

IN FREMDEN FEDERN. Ein in Mannheim stationierter amerikanischer Soldat stieg betrunken und hundemüde nachts in eine fremde Wohnung ein und legte sich in ein leeres Bett. Er erwachte morgens davon, daß er von einem heimkehrenden Nachtschichtarbeiter mit unsanften Prügeln aus dem Ehebett vertrieben wurde. Die im Nebenbett schlafende Ehefrau hatte nichts von dem Eindringling bemerkt.

*



PASSIERT. Pepi Malecek, heute Eishokkeytrainer beim VFL Bad Nauheim, war früher eine „Kanone" in der Tschechoslowakei. Als er mit einem peruanischen Paß nachts die CSR verließ, prüfte der Grenzbeamte sehr sorgfältig den Paß und sagte: „Sie sind der letzte Peruaner, den ich passieren lasse — Herr Malecek."

*

MITGEGANGEN. In Neustadt im Schwarzwald wurden zwei nächtliche Ruhestörer auf die Wache genommen, wo sie sich mit dem Rücken an den Feuermelder lehnten. Als die Sirene losging, rückte die Feuerwehr an, und es entstand ein allgemeiner Tumult. Nachdem die Feuerwehr abgerückt war, waren die beiden Arrestanten verschwunden.

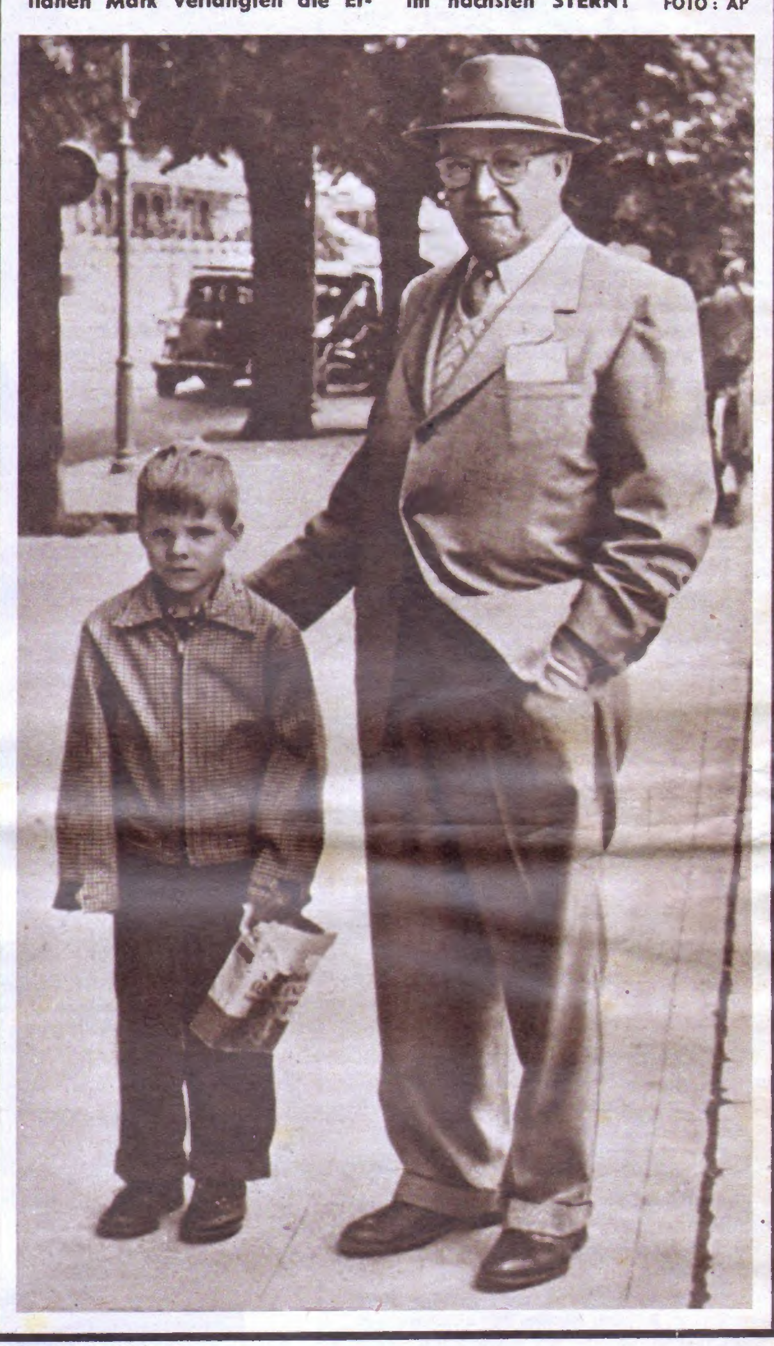


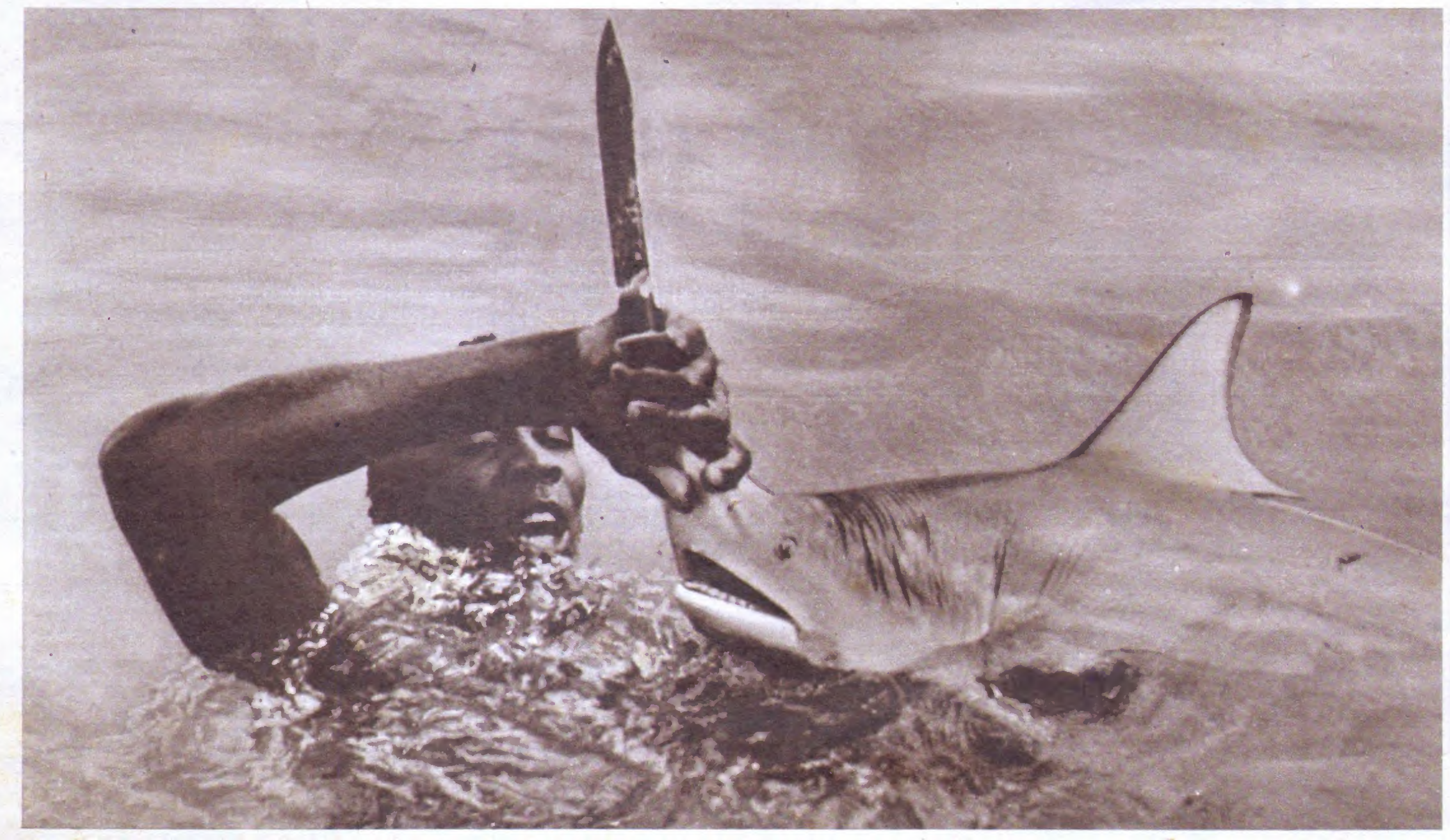
DER TOD griff zu, als Graf Bernd von Arnim und Freiin Gisa von Reichenbach ihre Verlobung feierten. Ganz unromantisch begann diese Liebe. Er, der kaufmännische Angestellte in Leverkusen, hatte die Sekretärin Gisa auf einer Hochzeit kennengelernt. Was zwischen den beiden stand, war die Konfession. Würden Gisas Eltern ihre Zustimmung geben, daß das Mädchen einen Protestanten heiratet? Bernd von Arnim machte sich mit seinem Motorrad auf den Weg nach Bamberg, um sich den alten Reichenbachs vorzustellen. Auf der Rückfahrt verunglückte er lebensgefährlich. Erst acht Tage später wagte sein Schwiegervater, der freudigen Herzens in das Verlöbnis eingewilligt hatte, ihm zu sagen, daß Gisa am gleichen Tag auf dem Weg zu ihrer Fabrik in einem Wald von einem Unbekannten ermordet wurde FOTO: BÜLTZ

DAS LEBEN siegte in der kleinen sechs Jahre alten Italienerin Ginette Cohen, um die eine ganze Armee gebangt hat. Es war in Ägypten, und General Nagibs Soldaten hielten ein großes Manöver ab. Trotz Absperrungen und einem klug ausgedachten System der Vorsicht verirrte sich eine Kugel und traf die kleine Ginette in den Kopf. Die Militärärzte sahen sich ernst an. Eine Gehirnverletzung, wie sie in der Geschichte der Medizin nur ganz selten vorkommt. Nur ein einziges Spezialkrankenhaus könnte Ginette retten, aber das war in England, in Oxford. Ägypter und Engländer vergaßen ihre Auseinandersetzungen um die Herrschaft am Suezkanal. Über alle Barrikaden der Bürokratie hinweg vereinte der Wunsch, das Kind am Leben zu erhalten, die Parteien. Ein Sonderflugzeug brachte Ginette nach Oxford, einige Stunden nach dem Unglück lag sie auf dem Operationstisch. Jetzt wurde sie als geheilt entlassen FOTO: DPA

Ich habe einen Sohn

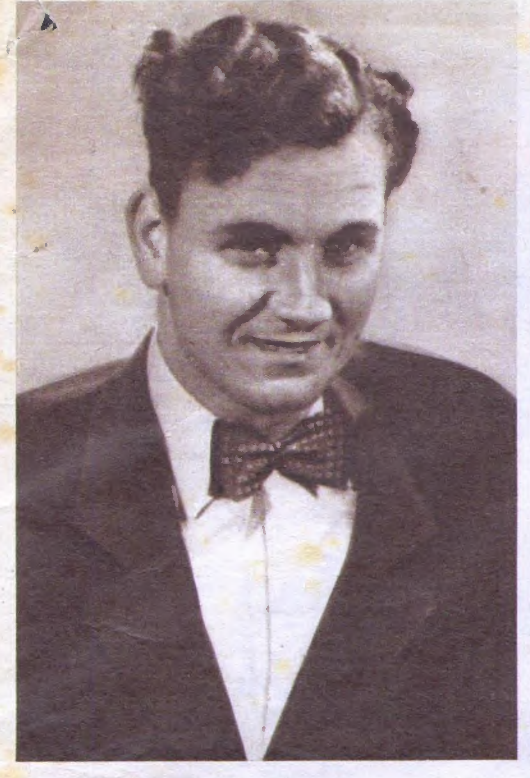
wußte der 71 Jahre alte Millionär Robert Greenlease aus Kansas City (USA) zu sagen, wenn man ihn fragte, ob er alles habe, was er sich je in seinem Leben gewünscht. Mr. Greenlease besitzt Geld und Macht, aber sein Leben erfüllte sich erst, als er mit 65 Jahren einen Sohn bekam. Wie seinen Augapfel hütete er ihn. „Mein Sohn ...", wenn er so sagte, dann leuchtete der Stolz aus seinem Gesicht. Und dennoch passierte es. Der kleine Bobby wurde entführt. Zweieinhalb Millionen Mark verlangten die Erpresser als Lösegeld. Ohne Zögern willigte Greenlease ein. Alle Banken von Kansas City boten ihm an, das Geld zu geben, falls er es zur Stunde nicht verfügbar habe. Pünktlich zur verabredeten Zeit zahlte Greenlease die ungeheure Summe — umsonst. Bobby war von den Entführern ermordet worden. Über das Leben Robert Greenleases und die Jagd der amerikanischen Kriminalpolizei nach den Verbrechern, von denen inzwischen zwei gefaßt worden sind, berichten wir ausführlich im nächsten STERN! FOTO: AP





Die Gefahr ist sein Geschäft

Pierre ist der schnellste und mutigste der Gesellschaft der Haifischjäger von Beata Island. Wie ein brauner Pfeil taucht er mit dem blitzenden Messer in der Hand vor der drohenden Rückenflosse des angreifenden Haifisches weg. Blitzschnell wirft er sich unter Wasser auf den Rücken und sticht zu. Blutrot färbt sich die See um den tobenden Hai. Dann zieht Pierre ihn an die Oberfläche und zeigt mit triumphierendem Lächeln seine Beute den weißen Männern im Boote seines Vaters. Seitdem Hemingway in seinen Büchern von den Wundern der karibischen Fischerei erzählte, sind die Gewässer vor der Dominikanischen Republik voll von Sportanglern und Touristen aus den Staaten. Die Fluglinien bringen jeden Monat Tausende von Urlaubern aus dem kalten Norden nach den Karibischen Inseln. Von den Bahamas bis zu den Margorita-Inseln ist den ganzen Winter hindurch Hochbetrieb. Auf Margarita ist der neueste Anziehungspunkt das Perlentauchen. FOTO: up







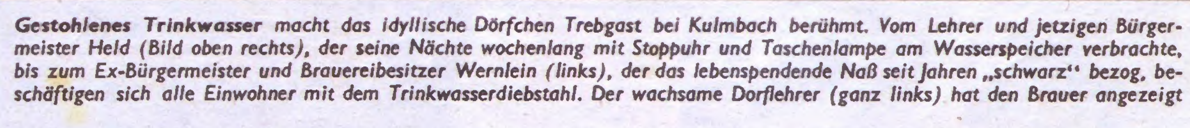
Das Sklavenmädchen im Seesack

Es begann mit der alten Geschichte: Liebe auf den ersten Blick. Als Steward Tommy Flynn (links) in einem öden Kaffee in der hitzeflimmernden irakischen Stadt Basra von seiner Tasse Mokka aufschaute, strahlten ihn zwei dunkle Märchenaugen an. Er sprach kein arabisch und sie wenig englisch. Aber ihre Herzen trafen sich sofort. „Will you marry me!" verstand die neunzehnjährige Kawahkib (rechts) sofort und flüsterte errötend „yes!". Tommy wußte, daß er in Basra keine Chance hatte, seine Jean, wie er sie taufte, zu heiraten. Denn Jean war an das Kaffeehaus verkauft worden, als ihr erster Käufer, ein Rechtsanwalt, nach dem Tode ihrer Mutter plötzlich von seinem Kaufvertrag zurückgetreten war und sie nicht als Nebenfrau heiraten wollte. Aber Tommy konnte einen Ausweg: Er versteckte seine Sklavenbraut im Bettkasten seiner Schiffskoje. Ergeben wartete Jean auf Tommys kaltes, nebliges England. Nur nachts durfte sie Luft schnappen. Und dann kam der Tag, wo Tommy sie im Seesack durch die strenge Einwandererkontrolle schmuggelte und sie nach Hause zu seiner Tante brachte. Sechs Wochen dauerte ihr Glück, bis das Schicksal in Gestalt eines Fremdenpolizisten plötzlich an die Haustür klopfte. Die Behörden verstanden nichts von Liebe. Drei Monate Gefängnis für Tommy und zwei Monate für Jean wegen unerlaubter Einreise, so lautete ihr Urteil. Jetzt zittert er in seiner Zelle, daß man seine Jean vorher deportiert, bevor er entlassen wird. Aber seine Tante, die Jean von ganzem Herzen lieb gewann, mobilisiert die englische Öffentlichkeit und das Parlament. Und die angeblich so kühlen Engländer reagieren temperamentvoll. Sie fordern, daß dieses Märchen aus Tausendundeiner Nacht seinen moralischen und menschlichen Abschluß finden soll. Sie wollen Kirchenglocken, ein weißes Brautkleid, eine kleine Wohnung, einen glücklichen Tommy und eine strahlende Frau, die nie in ihrem Leben wieder verkauft werden darf. FOTOS: KEYSTONE









Gestohlenes Trinkwasser macht das idyllische Dörfchen Trebgast bei Kulmbach berühmt. Vom Lehrer und jetzigen Bürgermeister Held (Bild oben rechts), der seine Nächte wochenlang mit Stoppuhr und Taschenlampe am Wasserspeicher verbrachte, bis zum Ex-Bürgermeister und Brauereibesitzer Wernlein (links), der das lebenspendende Naß seit Jahren „schwarz" bezog, beschäftigen sich alle Einwohner mit dem Trinkwasserdiebstahl. Der wachsame Dorflehrer (ganz links) hat den Brauer angezeigt

Der Wasserkrieg von Trebgast

Wasser ist in Trebgast seit fünfzig Jahren echte Mangelware. Seit 1897 werden hier Wasseruhren ein- und ausgebaut, Abgaben erhoben und Kontrollen ersonnen; aber die Wassernot blieb. Drehten die Bauern am Hahn, kam nur dürftiges Gurgeln aus der Leitung, drehte aber die Brauerei, dann sprudelte das Wasser nur so aus der Wand. 1945 wurde der Brauereigeschäftsführer Hans Wernlein Bürgermeister von Trebgast. Er versprach den Wasserdurstigen Abhilfe. Aber sein Versprechen blieb hohl wie der neue Brunnen, der für 70 000 DM gebaut wurde. Bei der nächsten Bürgermeisterwahl siegte Kandidat Held mit dem Schlachtruf: „Willst du Wasser für's Geld, wähle Held!" Nächtliche Kontrollen zeigten ihm, daß am Wasserspeicher ein Schwarzbezieher sitzen mußte. Gegen den Willen der Brauerei wurde die Wiedereinführung von Wasseruhren beschlossen, und jetzt kam alles heraus: Bei der Montage der Uhr in der Brauerei wurde versehentlich ein geheimes Rohr angezapft. Mit vollem Druck, den die Trebgaster nur vom Hörensagen kennen, schoß das Wasser in den Zähler und ließ ihn rasend rotieren. Nun hat der Staatsanwalt das Wort. FOTOS: KOVACS

In dieser Woche

sind wieder Transparte mit Rußlandheimkehrern gekommen. Van einigen hundert Menschen ist der Ballast Angst, Sarge und Verzweiflung genommen — Zehntausende leben weiter in Ungewißheit und schmerzlicher Sehnsucht, heute nach, acht Jahre danach. Den Zurückgekammenen bat sich Deutschland mit zwei Gesichtern. „Wir haben erst ein Deutschland gesehen", sagte einer, „das schweigsam war und uns nicht begrüßen durfte, und das andere Deutschland, das uns mit stürmischer Liebe empfing. Diesem Deutschland wollen wir dienen." — Wir schämen uns, dies schreiben zu müssen. Wir schämen uns, zu berichten, daß es in dem einen Deutschland verbaten ist, die sa lange Vermißten mit ganzer Liebe zu umschließen. Das abere Bild zeigt das Lager Ost bei Eisenach. Dort sorgen Valkspolizisten dafür, daß die Bevälkerung nicht in die Nähe kammt. Schweigen und Leere umgeben die Baracken gleich einem Gitter. Das untere Bild wurde zwischen der Zonengrenze und dem Lager Friedland aufgenammen. Die Menschen, die hier jedem Autobus zujubeln, stehen für uns alle. Sie sind unser ganzes Valk, das mit attenen Herzen und Händen seine Heimkehrenden empfängt.